

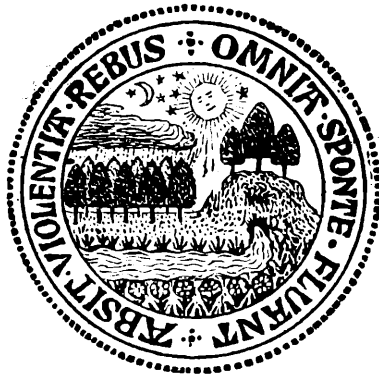
MONATSSCHRIFTEN DER  
COMENIUS-GESELLSCHAFT  
XXVI. BAND · ◊ · ◊ · ◊ · ◊ · HEFT 7

# Monatshefte für Kultur und Geistesleben

1917

Juli

Heft 4



Herausgegeben von Ferd. Jak. Schmidt  
Neue Folge der Monatshefte der C.G.  
Der ganzen Reihe 26. Band.

VERLAG VON EUGEN DIEDERICHS, JENA 1917

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften  
(jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C.G. für Kultur und Geistes-  
leben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung  
(jährl. 5 Hefte) M. 4,—.

Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

# Inhalt

	Seite
<b>Wolfstieg, A.</b> , Herzog August d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel in seiner geistesgeschichtlichen Bedeutung . . . . .	85
<b>Reich, Hermann</b> , Vagant und Eremit, aus Leben und Werken Paul von Winterfelds und Otto Erich Hartlebens . . . . .	99
<b>Streiflichter.</b> . . . . .	112
Lauterberger Weltanschauungswoche. — Preisausschreibung.	

## ==== Literatur-Berichte ====

(Beiblatt)

	Seite		Seite
<b>Braueller, Heinz</b> , Dr. jur. Weltfreimaurerei und Weltkrieg . . . . .	17*	<b>Hoffmann, Th. G. B.</b> , Das Leben Jesu nach dem Evangelium des Johannes . . . . .	18*
<b>Engel, Eduard</b> , Sprich Deutsch . . . . .	17*	<b>Kerler, Dietrich Heinrich</b> , Dr., Erläuterung und Kritik über die Fichte-Schellingsche Wirtschaftslehre . . . . .	19*
<b>Edld, Hablb</b> , Türkische Geschichten . . . . .	18*		
<b>Fabricius</b> , Das Studententum . . . . .	18*		

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grünnewald, Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

# MONATSHEFTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN



SCHRIFTFLEITUNG: FERD. JAK. SCHMIDT  
HOHENZOLLERN DAMM 55  
BERLIN-GRUNEWALD  
VERLAG EUGEN DIEDERICH'S IN JENA

N. F. Band 9

Juli 1917

Heft 4

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, Juli und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. Einzelne Hefte M. 2,50. Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

## HERZOG AUGUST D. J. VON BRAUNSCHWEIG-WOLFEN- BÜTTEL IN SEINER GEISTESGESCHICHTLICHEN BEDEUTUNG

Von A. Wolfstieg

**I**n den folgenden Zeilen bin ich leider nicht in der Lage, unveröffentlichtes Material vorzulegen; denn obwohl mir bekannt ist, daß die Herzogliche Bibliothek in Wolfenbüttel noch ganze Bände von Briefen und Schriften Herzog Augusts verwahrt, welche die Verwaltung der Anstalt bedauerlicherweise noch nicht Zeit oder Gelegenheit gefunden hat zu veröffentlichen oder veröffentlichen zu lassen, so kann ich doch jetzt nicht in meine Heimatstadt reisen, um diese weitschichtigen Briefe und Akten zu benutzen. Ich muß mich daher begnügen aus dem, was daraus gedruckt vorliegt, ein Bild von dem merkwürdigen Fürsten und seinem großartigen und nachhaltigen geistigen Wirken zu entwerfen, da mir die Sache dringlich erscheint. Die C. G. hat alle Ursache, auf die Lebensarbeit des Herzogs näher einzugehen, da er nicht nur ein Zeitgenosse des Comenius war, sondern auch ein zu gleichen Zielen Strebender, ein „Befreier“, wie er richtig in der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ genannt wurde, wenn er auch nicht mit himmelanstürmender Begeisterung hohe Ideen zu verwirklichen versuchte, sondern „Alles mit Bedacht“ tat, wie sein Wahlspruch lautete. Er blieb immer ruhig auf dem festen Boden realer innerer Politik, handelte langsam und weise, aber tatkräftig nach Maximen, welche er in seinem langen Leben — er ist fast 88 Jahre alt geworden<sup>1)</sup> — festgestellt hatte. So hat er sich selten oder nie getäuscht gesehen, wohl aber Erfolge

<sup>1</sup> Geb. 10. April 1579 zu Dannenberg, gest. am 17. September 1666 zu Wolfenbüttel.

noch selbst erlebt, auf die er andernfalls wohl hätte verzichten müssen. In der Geistesgeschichte steht sein Bild in Erz gegossen da als das eines aufrechten Mannes mit gradausschauenden Augen voll Kraft und Besonnenheit. Was er in ruhiger Voraussicht schuf, wird nicht vergehen, solange deutsche Männer zu schätzen wissen, was ein goldenes Herz, ein klarer Verstand und eine sichere Hand wert sind, zumal in Zeiten des Verfalls, wie die seinige war. An ihm kann man studieren, was es heißt: arbeiten und nicht verzweifeln, was ein Führer gilt, der die Fahne hochhält, wenn alles ringsum sinkt, fällt und verkommt, studieren, was es sagen will, ruhig und ohne Hast handeln, wenn die Zeit zum Handeln gekommen ist.

Geboren in einer glücklichen Zeit, die seinen fürstlichen Standesgenossen in Deutschland erlaubte, bei Würfelspiel und Becherklang mit männlichen und weiblichen fröhlichen Genossen ihre Tage zu verbringen, hatte Herzog August es verstanden, seinen für die Wissenschaften empfänglichen Sinn auf höhere Dinge gerichtet zu halten.<sup>1</sup> Wo nicht Jagd und körperliche Übungen seine Stunden ausfüllten, hatte er stets den ernstesten Studien obgelegen, auf den Universitäten Rostock, Tübingen und Straßburg ausgezeichnete geistige Früchte gesammelt und diese auf langen Reisen in Süd- und Westeuropa zu völliger Reife gebracht.<sup>2</sup> Schon als Rektor der Universitäten Rostock und Tübingen in den Jahren 1594, 1596/97 sprach er in offiziellen lateinischen Reden, die er hielt, seine Hochachtung vor der Wissenschaft und deren Betrieb aus;<sup>3</sup> „Kein Staat kann lange ohne Wissenschaft und einsichtsvolle Männer bestehen; die Schulen aber sind aller Tugenden und Staatskünste Pflanzstätten. Denn wie ein guter und verständiger Gärtner sich mit den verschiedenen Sämereien und Gewächsen bekannt zu machen und dieselben zur Zierde seines Gartens für die Zukunft zu sondern pflegt, so pflegen auch in unseren Bildungsanstalten die Schüler erzogen und unterrichtet zu werden, deren Verwendung und Segen später in Kirche und Staat sich bewährt.“ Über die zweckmäßige und richtige Einrichtung der Universitäten redete er in seiner Tübinger Abschiedsvorlesung.<sup>4</sup> Er will darin weniger die Jugend zu sittlichem Tun ermahnen — dem jungen Menschen hätte das kaum angestanden —, als gute Gesetze geben, die die Kommilitonen zu häufigem Besuche und zu fleißiger Teilnahme an den Studien und am Gottesdienste veranlassen. Man muß jede Gelegenheit zum Müßig-

<sup>1</sup> *Andrae: Augustae principis exemplum. Stuttgart 1644. 16<sup>o</sup>* sagt von ihm S. 28: *Quis non spes suas, sua vota, nisus omnes eo appellet, ubi non Lucam bovem, non murem Africanum, non ursum Numidi cum pluris quam hominem, non Choraebum majoris quam Thaletum aestimari; non amphoras et veneris, sed ingenia ali: non pompas et spectacula, sed immortalia eruditionis monumenta parari: non illecebras voluptatum, sed coeli delicias et Artium elegantias appeti audiat et videat?*

<sup>2</sup> s. Apfel: *August der Jüngere I. Wolfenbüttel 1854. 4<sup>o</sup>*, (mehr leider nicht erschienen)

<sup>3</sup> Diese Reden hat er gesammelt und Rostock 1594, in 2. Aufl. vermehrt: Tübingen 1598 selbst herausgegeben n. d. T.: *Augusti Iun. Brunsw. et Luneb. Ducis Academiarum Rostochiensis et Tubingensis Rectoris Orationes et Edicta publice proposita. Tub. Typ. G. Gruppenbach 1598. 4<sup>o</sup>*.

<sup>4</sup> Diese Rede hat er nicht selbst mehr gehalten, weil er wegen des plötzlichen Ablebens seines Vaters am 25. Februar 1598 die Universität schleunigst verlassen und nach Hause reisen mußte.

gange verhindern und straffe Disziplin halten mit Strenge und Milde zugleich. Denn die Schulen behandeln die Jünglinge zu hart, so daß sie nachher die akademische Freiheit, die ihnen gewährt wird, benutzen, um desto wilder und ausgelassener zu leben.<sup>1</sup> Auch über die Einrichtung und die Reihenfolge der Studien verbreitet sich der Herzog; ohne Scheu spricht er über die Gebrechen der deutschen Universitäten, deren Gedeihen ihm so sehr am Herzen liegt. Er selber hatte sie ja genügend kennen gelernt und mit ihrem Wissenschaftsbetrieb wie Jakob mit seinem Gott gerungen: ich lasse dich nicht, du segnest mich dann. In Tübingen hatte er ganz bei Prof. Bocer gewohnt und an seinen Tisch gegessen; er hatte viel dort gelernt und war schon in jenen jungen Jahren belesen, wie nur ein Gelehrter in seinen Jahren sein konnte. Als er nach langen Lehr- und Wanderjahren dauernd in die Heimat zurückkehrte und in dem Städtchen Hitzacker als apanagierter Prinz sich niederließ, war er bereits ein völlig ausgebildeter, charaktvoller Mann, eine ganze und eigenartige Persönlichkeit. Über „Geistliches“, so heißt es von ihm, „redete er andächtig, über Juristisches rechtfertigt, über Ärzte heilsamlich, über kriegerische Dinge tapfer, über natürliche Dinge klug und vernünftig, über künstlerische Angelegenheiten kunstmäßig und wußte sich in alle Dinge auf das Passendste zu finden.“<sup>2</sup> Sein Ruf als Gelehrter verbreitete sich schnell; im Jahre 1614 konnte der Herzog Wilhelm von Bayern schon nicht umhin, in einem Briefe anzuerkennen, „Dieweil E. L. sonderlich für einen gelehrten, belesenen und verständigen Fürsten berühmt werden.“ Von Jahr zu Jahr mehrten sich diejenigen, welche mit ihm in Verbindung zu treten wünschten, weil sie von ihm für die Förderung der Wissenschaften und für die Verwirklichung ihrer humanitären Ideen viel erhofften.

In Hitzacker begann er schon im Jahre 1604<sup>3</sup> jene große Bibliothek zu sammeln, die sich seit 1644 in Wolfenbüttel befindet. Herzog August war der echte Bibliophile, nicht nur weil er selbst eine große Liebe zu den Büchern besaß, sondern weil er auch ein richtiges Urteil über ihren Wert und ein großes organisatorisches Talent, sie zu erlangen, sein Eigen nennen konnte. Unablässig suchte er nach Büchern und wußte sie trotz der geringen bibliographischen Hilfsmittel, die damals zu Gebote standen, zu finden. Ein ausgedehnter Briefwechsel, den er deswegen führen mußte, ermüdete ihn nicht; statt Romane zu lesen, unterzog er sich der Durchsicht der damals häufigen und im Dreißigjährigen Kriege häufiger werdenden Auktionskataloge. Er hatte darin Glück, da damals viel Büchermaterial, das sonst in festen Händen war, auf den Markt kam und nicht selten verschleudert

<sup>1</sup> Namentlich die Privatschulen sündigen seiner Meinung nach darin sehr: *Ab hoc igitur ingenti praeceptorum suorum tyrannide et durissimo scholarum privatarum ergastulo, cum profectione ad scholas publicas adolescentes liberantur, nunc quasi ex diuturno et durissimo servitutis carcere in patentissimum libertatis academicæ campum emissi, contiuo petulantissime luxuriae ac ferocire incipiunt, haud certe secus, quam ferae istae truculentae ac canes molossi, catenis alligati, quibus quo tenentur arctius et diutius, eo efferantur magis, ac soluti saeviunt vehementius.*

<sup>2</sup> J. J. Winkelmann: *Preisw. Stamm- und Regentenbaum der Herzoge zu Braunschweig*. Bremen 1688, S. 148. Die Stelle steht in: *Andreae: Augustus principis usw.* Stuttgart 1644. 16<sup>o</sup> S. 35. Jeder zitiert sie, aber niemand hat sie offenbar finden können, da immer wieder Winkelmann angeführt wird; sie stammt von Andreae.

<sup>3</sup> Das Datum ergibt sich aus Burchhardt a. a. O., S. VII u. S. 142.

wurde. Herzog August verstand es aber auch ausgezeichnet, seine geringen Geldmittel nach dieser Richtung immer flüssig zu halten und an der richtigen Stelle zu verwenden, so daß er mit wenig Mitteln viel erreichte. Seine Agenten, die er in aller Welt hatte, wies er wiederholt bei ihren Ankäufen darauf hin, es gelte gleichviel quoad materiam, wenn es nur etwas Gutes und Rares wäre, was sie anschafften.<sup>1</sup> Es kam ihm auch nicht auf den Preis an: Das Geld mußte sich finden, wenn die Sammlung um Wertvolles vermehrt werden konnte; er konzentrierte Alles auf diesen Punkt und zersplitterte seine Kräfte nicht. So brachte er in kurzer Zeit jene wundervolle Büchersammlung zusammen, die schon zu seinen Lebzeiten die Bewunderung der Zeitgenossen erregte. Da ihm als apanagierten Prinzen in Hitzacker Zeit genug zur Verfügung stand und er nicht gewohnt war, Zeit und Kraft zu vergeuden, so wurde er sein eigener Bibliothekar; in vier starken Foliobänden, in denen er immer nachtrug, was er später noch anschaffte, hat er die Titelkopien seiner Bücher selbst eingetragen. Auch war es ihm ganz klar, daß Bücher, die nur herumstehen, nicht viel mehr wert sind, als sauer Bier. Er selber benutzte die Bücherei sehr viel und sorgte, daß auch die Freunde sie fleißig ausnutzen konnten; es kam ihm nicht darauf an, einen Reiter aufsitzen zu lassen, um dem Ansuchenden ein Buch weithin ins Haus zu senden. Das mußte der Bibliotheksfond auch noch tragen, und er trug es auch. So lebte der Herzog ganz in und mit seiner Büchersammlung, so daß er mit Recht in seinem Testamente sagen konnte: „Unsere Bibliothek allhier in unserer Residenz und Hauptfestung Wolfenbüttel<sup>2</sup> haben wir mit großer Sorge, schweren Kosten und Mühen nicht allein zusammen- sondern auch mit vielfältiger unglaublicher Arbeit in eine solche gute Ordnung gebracht, daß dergleichen in Europa wenig zu finden. Wir haben auch derselben nicht sowohl zu Unserer Lust und fast einzige Ergötzlichkeit als zu Unserem sonderbaren Nutzen stetig gebraucht. Es ist auch dannhero dieselbe in- und außerhalb Deutschland in sonderbaren Ruhm und Ansehen kommen, wie Wir über dieses Alles das Werk selber und zuförderst die mit Unsern eigenen Händen darüber gemachten vielen und weitläufigen Catalogos zeigen lassen können...“ Wenn trotzdem die Bibliothek für Deutschland geistige Früchte nicht in dem Maße gezeitigt hat, wie man es hätte erwarten können, so ist das gewiß nicht die Schuld ihres Stifter oder der Traditionen, die er in sie gepflanzt hat. Die Bibliothek hat das seltene Glück gehabt, immer geistig bedeutende Männer an ihrer Spitze zu haben; sie hat das bedeutendste bibliothekarische Genie Deutschlands (Leibniz) und den größten Bibliographen, den wir je besessen haben, F. A. Ebert, zum Leiter gehabt, aber sie hat sich in der wissenschaftlichen Welt nicht die Stelle zu erhalten gewußt, die Herzog August ihr zu geben und zu bewahren gewünscht hat. Zeit und Umstände mögen dazu beigetragen haben, doch es ist hier leider auch sehr viel gesündigt worden. Heute hat diese großartige Stiftung des Welfenfürsten fast nur noch antiquarischen und bibliographischen Wert.

---

<sup>1</sup> O. v. Heinemann: Die Augusteischen Handschriften, Bd. I, 1890, S. VII. Vergl. v. Heinemann: Geschichte der Herzogl. Bibliothek in Wolfenbüttel.

<sup>2</sup> Dahin war sie 1644 überführt worden.

Herzog August trat auch selbst als gelehrter Schriftsteller auf,<sup>1</sup> allerdings ohne daß er Werke von bleibender Bedeutung hervorzubringen vermochte. Indessen sind seine Schriften für die Zeit, in der er lebte, doch von Nutzen gewesen, da sie alle von dem großen Fleiße, dem eindringlichen Nachdenken und der gewaltigen Belesenheit zeugen, die der Herzog besaß. Sein „Schach- oder König-Spiel“, dem er selbst in seinen kargen Mußstunden gern oblag, war lange Zeit das einzige Werk dieser Art und ist viel und mit Vorteil benutzt worden. Eine Vorliebe hatte der Fürst für Geheimschriften und Stenographie, bei deren Betrieb ihm eine Arbeit unter den Händen erstand<sup>2</sup>, die er 1624 unter seinem gewöhnlichen Pseudonym *Gustavus Selenus* erscheinen ließ. Viel wichtiger waren einige theologische Schriften des Herzogs, dessen Herzensfrömmigkeit ihn zu der Bearbeitung derartiger Stoffe geradezu trieb, namentlich seit er 1635 regierender Herzog geworden war und er des Glaubens sein konnte, sein oberbischöfliches Amt gebiete ihm, für das Seelenheil seiner Untertanen nach Kräften selbst zu sorgen. Seine „Geschichte von des Herrn Jesu des Gesalbten Leyden, Sterben und Begräbnisse“ erschien 1640 mit einer Vorrede Georg Calixts und wurde 1641 wieder aufgelegt. Es war das eine deutsche Paraphrase der evangelischen Berichte über die Leidensgeschichte Jesu, die selbst bei den Theologen seiner Zeit viel Beifall fand, so daß der Herzog sich ermutigt sah, die gesamten Evangelien und Episteln in ähnlicher Weise zu überarbeiten und so das Werk zu einer „Euangelischen Kirchen-Harmonien Teil 1. 2. Wolffbüttel 1644, 1645, 4<sup>o</sup> zu erweitern“<sup>3</sup>. Zu dieser Schrift gab Joh. Val. Andreae Vorrede und übermäßiges Lob, obgleich es wegen der Jesu und den Aposteln in den Mund gelegten Reden und Worten und den massenhaften in den Text eingeschobenen Erklärungen und Paraphrasen theologisch und historisch nicht ohne Bedenken war.<sup>4</sup> Das wäre noch zu ertragen gewesen, wenn der Herzog nicht noch dazu im Jahre 1646 bei Erscheinen einer neuen Auflage verordnet hätte, daß die Kirchenharmonie „an gewissen Tagen des Herrn vnd der Festen, in oeffentlichen Zusammen-Künften, vnd Versamlungen, den Gemeinden der Christen, jährlich vorzulesen, vnd zu erklären“ wäre, d. h. befohlen hätte, daß seine eigene Evangelien-Harmonie in den evangelischen Kirchen des braunschweigischen Landes anstatt des biblischen Textes selber vor dem Altare sonn- und festtäglich verlesen werden sollte, während auf der Kanzel die bisher gebräuchlichen Episteln und Evangelien beizubehalten seien. Dagegen erhob sich dann allerdings einmütig die theologische Fakultät der Universität Helmstedt, und als die Herzogin Sybille,

<sup>1</sup> Die Schriften des Herzogs verzeichnet mit genauem Titel unter Beifügung wichtiger Kritiken usw. J. Burckhard: *Historia Bibliothecae Augustae*, Wolfenbüttel 1744. S. 53ff.

<sup>2</sup> So schrieb der Herzog an Kaiser Ferdinand II., dem er das Werk widmete: . . . Als wir nuhr diese subcisina occupatio, mehr dann andere ingenii recreationes, in processu beliebt, ist mir solche vnter den Haenden zu einem volstendigen Werke paulatim erwachsen: das von vielen, denen ichs propter simillium ingenii Lusum et Exercitiorum tractationem, communiciret, derogestalt vorkommen, daß billig es nicht länger in meis scriniis, sine publico vsu moechte delitesoiren . . .

<sup>3</sup> Die verschiedenen Auflagen und die Geschichte des Werkes bei Burckhard a. a. O., S. 85 ff.

<sup>4</sup> Beste: *Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche* 1889. S. 234 ff.

die Witwe des Herzogs Julius Ernst v. Braunschweig aus der Dannenberger Linie des Welfischen Hauses, in ihrer Gewissensangst die theologische Fakultät der Universität Leipzig um ein weiteres Gutachten anging, auch diese. Trotzdem gab der Herzog nicht nach und beließ es bei seiner Verordnung, die bis 1709 in Geltung blieb und erst damals durch die Einführung der erneuerten Kirchenordnung beseitigt wurde. Und die Geistlichen des Landes fügten sich nicht nur, sondern der Generalsuperintendent Joachim Lütke mann verfaßte schon 1649 eine ausführliche Widerlegung des Leipziger Gutachtens und wies die Calixtiner in Helmstedt zur Ruhe. Im übrigen glaubte der Herzog ehrlich mit der dem Volke verständlichen Harmonie nicht nur diesen, sondern auch der Kirche selbst zu nützen.<sup>1</sup> Denn er war persönlich ein frommer Mann und hatte viel Interesse für die Institution der evangelischen Kirche seines Landes und für das religiös-sittliche Leben seiner Untertanen. Wenn Henke (Calixt 2, 2. S. 49) sehr ungünstig über des Herzogs eigenmächtiges Eingreifen in die Verfassung und die Rechtsverhältnisse der Landeskirche urteilt und der Meinung ist, daß es sich bei seinem Studium doch nur um fürstlichen Dilettantismus und eine gewisse Altklugheit, um eine kleinliche Vorliebe für archäologische Sacherklärung usw. gehandelt habe, so verkennt er die Auffassung der Zeit vom fürstlichen Absolutismus auch in geistlichen Dingen und den hohen sittlichen Ernst dieses Fürsten doch sehr. Er wollte mit der Einführung des Buches wirklich dem Volke nützen, die Evangelien verständlicher machen und hielt sich dazu nicht nur für berechtigt, sondern auch für verpflichtet. Die vom Herzoge angeordnete, 1651—1653 durchgeführte Kirchenvisitation führte nicht nur zur Abstellung zahlreicher während des Krieges eingerissener Mißstände, sondern auch 1657 zu einer erneuerten Kirchenordnung, die wesentlich Fragen des Kultus behandelte, 1655 zu einer besonderen Klosterordnung zum Zwecke der Sicherstellung der zahlreichen Klostergüter und Stiftungen im Herzogtum Braunschweig, und 1656 zur Veröffentlichung eines Corpus Doctrinae catecheticae Augustum, das mit einer Vorrede des Professor Balthasar Cellarius in Helmstedt herauskam. 1661 krönte die Katechismuslehre in Frage und Antwort und mit Hauptsprüchen der heiligen Schrift erklärt, das ganze Reformwerk.

Noch hedeutender als der Einfluß des Herzogs auf das Kirchenwesen seines Landes und die Förderung der Theologie der Zeit, die er namentlich durch seine Unterstützung Calixts und Andreaes, durch Berufung tüchtiger Theologen nach Helmstedt und in die hohen Kirchenämter Braunschweigs, sowie durch eigene theologische Abhandlungen betätigte, war Augustus Verdienst um die Schulen des Herzogtums. In Bezug auf die Schulgesetzgebung ging der Herzog von Braun-

---

<sup>1</sup> 1647 schrieb Andreae mit Recht: Womit dann von solchem hohen Gemüthe nicht eigene Ehre, oder vnnöthige Reformation, der ruhmwürdigen Dolmetschung des teuren Gottes-Mannes, D. Lutheri, viel weniger aber Aufhebung, vnd Veränderung der gewöhnlichen Euangelien, sondern allein, mit dem frommen König David, die Ehre des Hauses Gottes, vnd neben Vnterricht der Einfältigen, mit Beyfügung aller nothwendigen Vmständ, Andeutung eigentlichen Verstandes vnd Mitstimmung oder Gezeugnis anderer gleichlautender Stellen H. Schrift gesucht vnd zuuersichtlich albereit erhalten worden.



schweig den Fürsten Deutschlands durchaus voran.<sup>1</sup> Die Einsicht, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege die geistig-sittliche Erneuerung Deutschlands allein von der guten Erziehung der Jugend abhängt, war bei ihm genau so feststehend und sicher wie bei Fichte nach dem Jahre 1806. Schon am 15. September 1636 hatten die Stände eine Eingabe an den Herzog gerichtet,<sup>2</sup> in der es heißt: „Als Herzog August die hochbeschwerliche Regierungslast des Fürstenthums übernommen, haben die getreuen Stände wohl gewußt, in wie gefährlichem, elendem und zerfallenem Zustande dasselbe sich befunden... Seit länger als 11 Jahren [ist] das Land vom Kriegswesen überschwemmt, an Mannschaft erschöpft, durch fortwährende Kontributionen ausgesogen, Getreide und Vieh geraubt, Äcker verodet... Die Zukunft beruht auf einer guten Unterweisung der heranwachsenden Jugend. Nun gebricht es aber an guten Lehrern, und wo sie sich finden, da ermangeln sie der äußeren Achtung, weil die Dürftigkeit des Gehalts sie auf mannigfachen Nebenerwerb anweist. Der Erlaß einer Schulordnung scheint eben so nothwendig, als eine jährliche Visitation der Schulen...“ Diese Beschwerde fiel bei dem Landesfürsten durchaus auf fruchtbaren Boden; er war durchaus der gleichen Ansicht. Wenn sich allerdings in jenen unglücklichen Tagen, in denen die Kriegsfurie noch im Lande tobte, und die Hauptstadt des Landes, Wolfenbüttel, noch in den Händen der Kaiserlichen war, sich nicht viel tun ließ, so ging der Herzog doch sofort an das Werk, das Schulwesen des Landes zu reformieren, als er einigermaßen Ruhe fand und die Möglichkeit, hier erfolgreich durchzugreifen, vor sich sah. Im Sommer 1646 ernannte er den Helmstedter Professor Christoph Schrader zum Oberaufseher aller Schulen im Lande. Am 5. August desselben Jahres erschien die erste Verordnung, welche mit der Neuordnung des Schulwesens in Hinsicht auf die bessere Schulung der Lehrer und die Aufbesserung ihrer Gehälter energisch den Anfang machte. „Wir erachten ... Uns verbunden, den löblichen vestigijs unserer in Gott ruhenden Vorfahren [zu folgen] und insistieren mit höchstem Ernste dies zerfallene Schulwesen und institution der lieben Jugend zu restaurieren und wömmöglich noch zu verbessern, befinden aber dabey, daß zu Erlangung solcher unserer christlichen intention höchstnötig, daß erstlich den praecceptoribus ein gewisser methodus informandi vorgeschrieben, dann auch, daß nicht allein duchtige und qualifizierte praecceptores verordnet, besondern ihnen auch mit einem ehrlichen zulänglichen Unterhalte und salario begegnet werde.“<sup>3</sup> Als dann im folgenden Jahre 1647 die „Allgemeine Landesordnung“ erschien, bestimmte der Art. 2:<sup>4</sup> „Es sollen die Eltern gehalten sein und, im Fall sie sich säumig erweisen würden, durch die Beamte und Gerichtsherren dahin vermittelt ernstlicher Bestrafung angewiesen werden, daß sie ihre Kinder bei denen Schulmeistern oder Küstern auf denen Dörfern so viele Jahr in die Schule gehen und unterweisen lassen, bis daß sie den Catechismus verstehen und gedruckte Schrift lesen können.“ Hier

<sup>1</sup> Koldewey: Die Schulgesetzgebung des Herzogs August des Jüngern. Braunschweig 1887; derselbe Braunschweigische Schulordnungen, Bd. 2 = Monumenta paedagogica Bd VIII, Einl. S. LXX ff.

<sup>2</sup> Abgedruckt von Bodemann in: Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen 1878, S. 301 ff.

<sup>3</sup> Bodemann a. a. O. S. 302.

<sup>4</sup> Koldewey a. a. O. S. 9. Monumenta paedagogica Bd VIII, S. 143.

haben wir die allgemeine Schulpflicht in aller Form, noch ehe der Dreißigjährige Krieg zu Ende war. Dieses Beispiel, das hier Braunschweig und sein hochherziger Landesfürst gab, noch mehr die weitere Ausführung durch die unten zu besprechende Schulordnung von 1651 ist für alle Länder Deutschlands von der größten Bedeutung geworden, da nur die beiden thüringischen Staaten, Weimar und Gotha, mit derartigen Maßnahmen vorangegangen waren, ohne daß man im Reiche viel darauf geachtet hatte. In Braunschweig fiel dieses Gesetz aber deswegen so sehr auf, weil Herzog August unter seinen Standesgenossen sehr angesehen war, man auf seine Anordnungen aufmerksam achtete und häufiger fürstlicher Besuch in Wolfenbüttel an der Quelle frisch Wasser zu schöpfen suchte. Namentlich weilte der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg gern bei dem 40 Jahre älteren Herzog und holte sich in vielen Dingen von ihm Rat und Weisheit.<sup>1</sup>

Nähere Bestimmungen erhielt diese allgemeine Schulpflicht durch die im Jahre 1651 (24. Februar) publizierte „Schulordnung“, an deren Ausarbeitung wahrscheinlich verschiedene Fachleute mitgewirkt hatten, namentlich der zum Generalinspektor der Schulen im Herzogtum ernannte Helmstedter Professor Christoph Schrader;<sup>2</sup> auch glaubt Koldewey wohl mit Recht, daß des Herzogs Kanzler Johann Schwartzkopff, der in Helmstedt einst Privatdozent gewesen war, entscheidend dabei mitgewirkt habe. Die Schulordnung nimmt drei Arten von Schulen zur Grundlage: Die Dorfschulen, die Stadtschulen und die großen Schulen, die in Wolfenbüttel, Helmstedt, Schöningen und Gandersheim bestanden.<sup>3</sup> Auf die Einzelheiten hier einzugehen, liegt kein Grund vor;<sup>4</sup> erwähnt sei nur, daß hier zum ersten Male der Grundsatz: Freie Bahn den Tüchtigen völlig durchgeführt ist; „denn begabte Knaben sollen auch auf den Dörfern Gelegenheit finden, einige lateinische Wörter und den Donat auswendig zu lernen, damit sie später mit gutem Erfolg auf die höheren Lehranstalten gebracht und zu tüchtigen Kirchen- und Staatsdienern ausgebildet werden können“ (Koldewey). Daß das im Herzogtume oftmals geschehen ist, steht fest.

Das Wichtigste ist natürlich das Verhältnis des Herzogs zur Universität Helmstedt, die damals noch dem Gesamthause der Welfen unterstand. Als der Herzog zur Regierung kam, war die Hochschule zwar durch den Krieg verödet und die wenigen Studenten sittlich verwahrlost, aber der Lehrkörper, dem damals der treffliche Georg Calixt († 1656) angehörte, war trotz der starken Verminderung immer noch hervorragend und wurde schnell wieder ergänzt. Die Geistesrichtung, die von Helmstedt ausging, mahnte in theologischen Dingen und im Glauben immerfort zum Frieden und zur Toleranz; in der Philologie war das Studium der orientalischen und der klassischen Sprachen nirgends in besseren Händen als hier. Wenn irgendwo, so herrschte hier in Lebens- und Weltanschauung jener wundervolle klassische Humanismus, den Calixt selbst, Saubert, Hornejus, Schrader

<sup>1</sup> Henke: Calixt II, 2. S. 58. Rehtmeyers Chronik, S. 1435, 1450, 1453. Der Kurfürst war am 5. August 1643 bei Herzog August in seinem „Pathmos“ zu Braunschweig, am 10. Oktober 1648, 19. Februar 1650 usw. in Wolfenbüttel.

<sup>2</sup> Abgedruckt Monumenta paedagogica Bd VIII, S. 144 ff.

<sup>3</sup> Braunschweig war damals der Autorität der welfischen Fürsten noch nicht unterworfen.

<sup>4</sup> Die Arbeiten Koldeweys unterrichten den Forschenden aufs Genaueste.

u. a. m. würdig vertreten.<sup>1</sup> Die nun sich bildende Wissenschaft der Politik, des Staats- und Völkerrechts hatte Hermann Conring zu lehren, der größte Polyhistor vor Leibniz. Man merkte in der braunschweigischen Schulordnung deutlich den Einfluß fast aller dieser Männer. Herzog August selbst, der in jedem dritten Jahre, 1639, 41, 44 usw., Rektor der Hochschule war, stand mit dem führenden Geiste derselben, Calixt, in vertrautem freundschaftlichem Verhältnisse, da nicht nur ihre Welt- und Lebensanschauung fast völlig übereinstimmte, sondern sie bei aller ernsten Frömmigkeit des Herzogs auch theologisch fast auf gleichem Standpunkte standen. Der Herzog konnte sich mit Recht für einen recht bedeutenden Fachmann auf diesem Gebiete halten. Schon bevor Herzog August die Regierung des Herzogtums angetreten hatte, war er mit Calixt in einen ausgedehnten Briefwechsel getreten und später hat er immer seine Hand schützend und fördernd über den großen Theologen in Helmstedt gehalten. Seine eigenen theologischen Arbeiten pflegte er erst Calixt vorzulegen, über die Reformen in der Landeskirche stets dessen Rat einzuholen und in der Verwaltung der Universität gab der Herzog viel auf das Urteil Calixts. Freilich trübte sich das Verhältnis einen Augenblick, als die Helmstedter theologische Fakultät die Einführung der Evangelienharmonie des Herzogs in die Landeskirche an Stelle der Bibel vermöge der „schweren Pflichten und Eydten womit Ew. F. Gn. und dem geliebten Vaterlande sie hochverbindlich verband“ auf das Dringendste abraten zu müssen glaubte<sup>2</sup>, aber der Kanzler Schwartzkopff, welcher Calixts Schwager war, sorgte schon dafür, daß es zu keiner ernstlichen Verstimmung zwischen beiden kam und daß jeder andere theologische Einfluß als der der Helmstedter Professoren aus dem Kirchenregiment nach Möglichkeit ausgeschaltet wurde, da er, wie Henke nach einem Briefe Schwartzkopffs an Calixt und Hornejus richtig sagt, nur hier Gelehrsamkeit, Mäßigung und Gesetzlichkeit, bei deren Gegnern aber nur Unwissenheit, Leidenschaftlichkeit und Aufwiegelung vorauszusetzen gewohnt war<sup>3</sup>.

Auch in weiteren Kreisen suchte August d. J. zu wirken und seinen Einfluß auf die Entwicklung der geistigen Dinge in Deutschland geltend zu machen. Der Herzog war schon als apanagierter Prinz von Hitzacker aus der Fruchtbringenden Gesellschaft beigetreten, da Fürst Ludwig von Anhalt sein Schwager war und ihn wohl dazu anregte. Er führte den Namen „der Befreiende“ dort mit einem gewissen Rechte, weil er mehr als andere Fürsten seiner Zeit dafür getan hatte, Deutschland von jenen Fesseln konfessioneller Hetze und jener Unduldsamkeit zu befreien, deren Folgen man eben im Dreißigjährigen Kriege am eigenen Leibe verspürte, und weil er sich selber dauernd dem Studium solcher Mittel zuwandte, die geeignet zu sein schienen, deutscher Zusammengehörigkeit und deutscher

<sup>1</sup> Bruns: Die Verdienste der Professoren zu Helmstedt und die Gelehrsamkeit. Halle und Berlin 1810.

<sup>2</sup> Abgedruckt in Rehtmeiers Chronik. S. 1447.

<sup>3</sup> Der Brief vom 5. Oktober 1647 ist allerdings bezeichnend: „Werden durch diese Conatus allhier und ins Land böse Leute, Ignoranten, osores bonae eruditiones et tyrannidem in academiam praesertim theologicam facultatem affectantes eingeführt, und es wird denen von Celle et fortassis omnibus politicis zu Hannover die Hand geboten“. Ein netter Ton, den ein Staatskanzler hier über Andersdenkende anspricht, aber so damals in bester Mode.

Eigentümlichkeit in den gebildeten Kreisen seines Volkes wieder Eingang zu verschaffen, was doch am letzten Ende mit der Hauptzweck auch dieser Gesellschaft war, welche Bildung der deutschen Sprache und Dichtkunst, Förderung und Erhaltung der deutschen Treue öffentlich auf ihre Fahne geschrieben hatte. Gedichtet hat der Herzog zwar selber nicht oder nur wenig, auch konnte er es nicht lassen, eine Menge fremder, namentlich lateinischer Worte in sein Deutsch einzufügen, aber er setzte eine Menge Federn in Bewegung, die ihn selber in beweglichen Versen kunstreich priesen<sup>1</sup>, namentlich Harsdörfer und Goski, und er war der Beschützer und der Ernährer jenes ehrenwerten deutschen Philologen und Dichters Justus Georg Schottelius, der nach Bartholds Urteil der Varro und der Jacob Grimm seiner Zeit zugleich war<sup>2</sup>, und der in der Fruchtbringenden Gesellschaft als „der Suchende“ hochgehört wurde. Auch des Herzogs dritte Gemahlin, die talentvolle Dichterin Herzogin Sophia Elisabeth, die Tochter Johann Albrechts II. von Mecklenburg-Güstrow, war Mitglied der Gesellschaft und als „Befreiende“, dort mit Stolz in den Listen geführt<sup>3</sup>.

Schottelius war nicht nur der Erzieher des Erbprinzen und des talentvollen Prinzen Anton Ulrich, sondern auch des Herzogs Berater in allen Dingen, welche die Philologie und namentlich die Muttersprache selbst betrafen<sup>4</sup>, und es ist schwerlich zu bezweifeln, daß August auch die Anfertigung des vollständigen Lexikons der deutschen Sprache, welche Fürst Ludwig von Anhalt plante und unter die Gelehrten der Fruchtbringenden Gesellschaft verteilen wollte, ausgiebig unterstützt hat<sup>5</sup>. Um

<sup>1</sup> Man braucht nur Goskis Arbustum vel arboretum Augustaeum aufzuschlagen, einen Folioband von mehr als 1200 Seiten, der nur Gedichte auf den Herzog enthält. Das Werk erschien 1650. Was mag nun noch bis 1666 und nach dem Tode des Herzogs alles erschienen sein!

<sup>2</sup> s. Goedeke: Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 3<sup>2</sup>. S. 116 ff., woselbst alle weitere Literatur über ihn und seinen literarischen Leistungen; Henke: Calixt II, 1. S. 62; Barthold: Gesch. d. Fruchtbringenden Gesellschaft. S. 236 ff. Der Herzog ehrte diesen großen Gelehrten, den er zum Erzieher seiner Söhne machte, gar sehr. Als er heiratete, mußten ihm seine Schüler, die Prinzen Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht zur Kirche führen, was, wie der Herzog an Andreae schreibt, „jenem eine Ehre, diesen eine besondere Freude gewesen“. Siehe über ihn auch Bode-mann in: Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1899. S. 299 ff. In bezug auf die Ausbildung der deutschen Sprache war Leibniz ganz der Schüler des Schottelius, mit dem ihn Vaterlandsliebe und echte deutsche Gesinnung verband.

<sup>3</sup> Neumark: Der neusplassende Palmbaum. S. 180, wo der Beschluß angeführt wird, daß auch „hohe Weibspersonen, welche als andere Pierinninnen sich den Künsten ergeben“, Gesellschafterinnen werden können. Von Sophia Elisabeth, die ihrem Gemahl oft zu Geburtstagen mit Gedichten und Festspielen ergötzte, heißt es, „daß unter den Frauen, als eine Sonne, die unvergleichliche Befreiende hervorleuchtete, die in allen Wissenschaften, Sprachen, in der Musik und allen fürstlichen Tugenden alle anderen, ja auch sich selbst übertrifft.“ Leider war ihr der um 34 Jahre ältere Herzog nicht immer treu, was das Eheleben der beiden Gatten oft trübte. O. Beste: Kirchengeschichte S. 254.

<sup>4</sup> Zeitschrift des histor. Vereins f. Niedersachsen 1899. S. 304 ff.

<sup>5</sup> Ebendasselbst S. 306 f. Von der Tätigkeit der Fruchtbringenden Gesellschaft hielt namentlich Andreae nicht viel. Er schreibt 1648 an Schmidt: „Von solchen Nichtig-

so wunderbarer erscheint es, daß der Herzog bei der Neuordnung des Schulwesens und ihrer Lehrpläne das „Deutsche“ nicht einmal auf den hohen Schulen als Unterrichtsgegenstand einführte, ja daß der Pflege der Muttersprache in der neuen Schulordnung von 1651 nicht mit einer einzigen Silbe gedacht wird<sup>1</sup>. Der Humanismus überwog in den braunschweigischen Gymnasien auch in der Folgezeit derart, daß noch, als ich in den siebziger Jahren das Wolfenbüttler Gymnasium besuchte, die Behandlung des deutschen Unterrichts höchst kümmerlich war und sich in den Unterklassen auf orthographische Übungen und Auswendiglernen von Gedichten, in den Mittelklassen auf das Erklären einzelner klassischer Gedichte und Dramen, in den Oberklassen auf Anfertigung von Aufsätzen und höchst mäßigen Unterricht in den Elementen der Literaturgeschichte beschränkte: Deutsche Grammatik, so hieß es bei uns, müsse man im lateinischen Unterricht „mit“ lernen.

Herzog August trat mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit überall in regen Briefwechsel und suchte von ihnen zu lernen und sie für seine Zwecke zu gewinnen und auszunutzen, wurde aber auch von ihnen gelegentlich gründlich ausgenutzt, was den gutmütigen Fürsten aber meist wenig anfocht<sup>2</sup>. Vor Allem war Joh. Val. Andreae der Mann seines Herzens, mit dem ihn der Lüneburger Ritter, Wilhelm v. d. Wense, in Verbindung gebracht hatte; der Herzog hatte den Württemberger Geistlichen außerordentlich gern an seinen Hof gezogen, und als er einsah, daß das nicht anging, ihn wenigstens als seinen Kirchenrat mit einem Gehalt von 400 Talern verpflichtet, ohne von ihm zu verlangen, daß er sein Amt in Württemberg und seinen Wohnsitz in Stuttgart aufgäbe, und das zu einer Zeit, in der die Helmstedter Professoren nicht wußten, wo sie ihr karges Gehalt herbekommen sollten, wo Tausende darben und Vieles wüst im Braunschweiger Lande lag und des Herzogs Hülfe und tatkräftiger, freigebiger Hand sehr im eigenen Gebiete bedurfte<sup>3</sup>. Aber das war nun einmal des Herzogs einzige Freude, seine

keiten, welche sie unter dem Namen Bildung verkaufen, habe ich schon lange genug und verabscheue diese halbheidnische, ja doppelt heidnische Gesellschaft von Menschen; denn welches Gewirre von Pietätlosigkeit, welchen Unsinn von Geschlechtsverwandtschaft, welche Wortungeheuer legen sie nicht den heiligen Dingen, den deutschen Gedichten und der heimischen Sprache unter der Hut jener fruchtbringenden, richtiger totbringenden Gesellschaft bei.“

<sup>1</sup> Koldewey a. a. O. S. 27. K. bestreitet Paulsen gegenüber mit Recht, daß sich in der Schulordnung von 1651 der Einfluß der pädagogischen Reformen zeige.

<sup>2</sup> Das ging so weit, daß der Herzog auf einen Brief des ihm ganz unbekanntem Hamburger Pfarrers, Balthasar Schuppins, in dem dieser ihn fragte, was denken E. F. G. eigentlich über J. V. Andreae, wirklich eigenhändig antwortete, mit ihm später im Briefwechsel blieb, ja ihn nach Wolfenbüttel einlud und nur darum mit ihm brach, weil Schuppins in seiner wirklich staunenswerten Naivität sich in einen abenteuerlichen Bergwerks-Swindel verwickeln ließ, auf den der Herzog und seine Räte denn doch zu klug waren hineinzufallen. Siehe Braunschweigesches Magazin, Bd. 20. 1914. S. 61ff.

<sup>3</sup> Hossbach: Andreae; Beste: Kirchengeschichte. S. 243 f.; Begemann: Andreae u. d. Rosenkreuzer in: Monatsh. d. Comen.-Ges. 8. 1899. S. 145 ff., u. d. Antwort Kvacalas Ebendas. 8. 1899. S. 307 ff. Nicht immer hat Andreae das Geld, das er zusammenscharfte, für sich verbraucht, sondern Tausende auch seinen edlen Zwecken und seinen Sammlungen geopfert. Aber er hatte immer Wünsche diesbezüglich.

gelehrten Freunde sich zu verpflichten, sie über die Gebühr zu belohnen und sie zu beschenken. Gewiß war Andreae ein großer Denker, der „Herder“ seiner Zeit, und ein deutscher Theologe voll Frömmigkeit, Kraft und tätigen Einflusses, aber namentlich in der letzten Zeit seines Lebens mürrisch, pessimistisch, weltverdrossen und nicht ohne Geiz. Andreae sah in August das Ideal eines Fürsten von großer Weisheit und Stärke, aber der Geistliche verstand es auch, die fürstliche Liberalität des hochherzigen Wolfen sehr kräftig für sich und seine Zwecke zu öffnen<sup>1</sup>. Kennen gelernt hat der Herzog den Württemberger nie, aber ihr Briefwechsel, der nur zum kleinsten Teile veröffentlicht ist, füllt viele Bände; noch am Todestage ließ Andreae von fremder Hand einen Brief schreiben, in dem er Abschied von seinem verehrten Gönner nahm und ihm langes Leben und gesegnete Regierung wünschte. Mit zitternder Hand hat der Sterbende versucht, seinen Namen unter den Brief zu setzen, ohne damit zustande kommen zu können. Die letzten Gedanken des großen Theologen weilten offenbar bei seinem geliebten Herrn, dem er sich und die Seinigen noch empfahl, sicher in dem Glauben, daß der Herzog sie nicht verlassen werde, so lange er lebe<sup>2</sup>. Die Beiden hatten im Leben nicht nur das gleiche Ziel, sondern waren sich auch über den Weg, auf dem dieses erreicht werden müsse, einig: Die Erziehung der deutschen gebildeten Gesellschaft zu hohem und weisem, kirchlich gerichteten Idealismus und Sittenstränge, die Führung des Volkes aus dem Elend der Gegenwart zu Toleranz, Einigkeit und christlicher Frömmigkeit, die Schaffung deutscher individueller Kultur durch freie Vereinstätigkeit, da die offiziellen Organe des Reiches und meist auch der einzelnen Länder schmachlich versagten.

Andreae hatte schon in der Jugend für Konventikel ein großes Interesse gezeigt und seine Reise nach Italien hatte den gern gehegten Keim für gelehrte- und Kultgesellschaften zum Reifen gebracht. In diesem Lande gedieh im Sinne und nach dem Muster der platonischen Akademien die Geheimbündelei nur allzu üppig. Nicht nur sprachliche Akademien, wie die Florentiner *Academia della crusca*, die Fürst Ludwig von Anhalt nachgeahmt hatte, entstanden dort, sondern auch naturwissenschaftliche Gesellschaften, wie die *Academia dei lyncei* des Fürsten Cesi in Rom, und zuletzt auch Gesellschaften, die die Mitte halten zwischen Bildungsverein und politischen Klub, wie jene *Academia della muratori* in Florenz, über die uns Ludwig Keller ausführlich unterrichtet hat<sup>3</sup>. Diese Vereine muß auch irgendwie Andreae kennen und schätzen gelernt haben; den wichtigsten Einfluß auf den jungen Deutschen übte aber doch die große Einzelpersonlichkeit, namentlich ein Mann wie Thomas Campanella, dessen Sonnenstaat nachzuahmen ihn zwei Freunde, v. d. Wense und Adami, überredeten<sup>4</sup>. Der Versuch, den Andreae mit der anonym erschienenen *Fama und Confessio* machte, eine „Rosenkreuzer-Gesellschaft“ zusammenzubringen<sup>5</sup>, mag er nun halb Ernst, halb Scherz, Mut-

<sup>1</sup> Darüber namentlich Pust in: *Blätter für Münzfreunde*.

<sup>2</sup> Beste a. a. O. S. 244.

<sup>3</sup> Monatshefte der Com. Ges. Bd. 8. 1899. S. 308 f.

<sup>4</sup> Die Nachahmung liegt in der *Christianapolis* vor.

<sup>5</sup> Über Andreaes Anteil an den Rosenkreuzern s. Monatshefte der Com. Ges. Bd. 8. 1899. S. 153 ff., 307 ff. Hosbach: *J. V. Andreae* S. 97 ff., 118 ff. Katsch: *Geschichte der Freimaurerei*. S. 000; daß Andreae sicher der Verfasser der *Fama und der Confessio* war, wird R. Pust demnächst klar erweisen, dessen Arbeit ich im Ms. gelesen habe, dem ich hier nicht vorgreifen möchte.

willen und Lust an der Satire, gewesen sein, schlug völlig fehl und brachte ihm sehr viel Verdruß, weil der Lärm darüber einen Umfang annahm, den er bei weitem nicht hatte ahnen können. 1618 oder 1619 machte er auf Antrieb von der Wenses einen zweiten Versuch zur Gründung einer Art Akademie mit einer Schrift *Dextera amoris perrecta*, die er 1620 drucken ließ und 24 Freunden zusandte<sup>1</sup>; doch ging der Entwurf der Gesellschaft und selbst die Schrift durch die Ungunst der Zeiten zu Grunde; es hat sich bisher kein Exemplar mehr davon auffinden lassen. Endlich gelang ihm — allerdings in sehr kleinem Kreise — noch vor 1622 die Gründung einer wissenschaftlichen und christlichen Gesellschaft, der *Unio christiana*, die er 1628 auf einer Reise nach Nürnberg erneuerte<sup>2</sup>. Als Comenius ihn 1629 nach dem Plan dieser *societas christiana* befragte, antwortete er ihm, die Idee dazu habe er mit sehr wenigen Freunden gefaßt; es hätten nämlich sich einige bedeutende Männer nach dem leeren Spiele der Fama dazu vereinigt und noch mehrere wären bereit gewesen, daran teilzunehmen, aber der Bund sei wegen der unruhigen Zeiten nicht zustande gekommen; der Zweck desselben sei gewesen, die religiösen und literarischen Idole zu vertreiben und Christum wieder an seine Stelle zu setzen<sup>3</sup>. Die Programmschrift dieser Gesellschaft ist 1628 in *Andreaes Verae Unionis in Christo Jesu specimen selectissimis ac probatissimis amicis sacrum* entworfen und enthält das Bild eines „wahrhaft christlichen Staatswesens“. Obgleich die Gesellschaft, die ihrer Natur und dem Wortlaut des Programms nach beschränkt sein mußte und selbstverständlich nach italienischem Muster im Stillen, also geheim, aber ohne Zeremonien und Geheimnisse, ja ohne verborgene Zusammenkünfte arbeiten sollte<sup>4</sup>, nur aus vier Leuten, nämlich Saubert, Christoph Leibniz, Conrad Baier und *Andreae* bestand, von denen 1642 nur noch drei lebten, trat in diesem Jahre der Württemberger dem Herzog August mit der Bitte nahe, er möge das Haupt dieser Gesellschaft werden: er habe schon bei der Gründung S. F. G. als Vorsitzenden ins Auge gefaßt, da ihm allein in Deutschland dieses Amt der christlichen und literarischen Angelegenheit anvertraut werden könnte; obgleich nun die „Unio“ nicht über die drei Freunde hinausgekommen sei und niemals das Licht gesehen habe, so wage sie doch jetzt vor des Herzogs erlauchte Augen zu treten, und er lade ihn im Vertrauen auf ihre Übereinstimmung in Christo untertänigst zu dieser Vereinigung ein, dasselbe in Christo zu wollen und nicht zu wollen.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Brief *Andreaes* vom 27. Juni 1642 in der Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft. Jg. 3, 1852, S. 267.

<sup>2</sup> So *Kvacala* in: Monatshefte der Com.-Ges. 1899. S. 309. Der Brief an den Herzog vom 27. Juni 1642 spricht sehr dafür, daß 1628 die Unio nur erneuert wurde: „cum Noribergae amicos reviserem, unionem christianam ad quaternarium sociorum contraxi...“

<sup>3</sup> s. *Hosbach* a. a. O. S. 110; *Begemann* und *Kvacala* a. a. O. S. 148 bzw. 309; ferner *Kvacala*: *Andreaes* Anteil an geheimen Gesellschaften. S. 32 ff. Die Namen der Gesellschafter in dem zitierten Brief an Herzog August vom 27. Juni 1642 und bei *Hosbach* S. 179. Anm. Die Gesellschaft bestand also auch nach *Andreaes* Tode fort, sie ist mit der *Antilia* sicher nicht identisch, obgleich *Andreae* in einem Briefe sagt, die *Unio Christiana* wäre an die *Antilia* geschickt. Dagegen glaube ich, mit *Begemann*, daß der Plan der *dextera porrecta* und der *unio* identisch ist.

<sup>4</sup> Das erklärt *Andreae* selbst in der *Verae Unionis... specimen*.

<sup>5</sup> *Begemann* in: Monatshefte der Com.-Ges. 1899. S. 148.

Das war also, wie Kvacala richtig sagt, eine Missionsgesellschaft im weitesten Sinne des Wortes. Andreae spricht 1628 in der Vereae Unionis den Zweck der Gesellschaft folgendermaßen aus: „...unter dieser wahren Union verstehe ich einen heiligen Bund des christlichen Gemeinsinns für das reine Bekenntnis und den ernstesten Anbau der einzig wahren Religion, der auf wechselseitige Treue und Arbeit ohne Nachteil irgendeiner gesetzmäßigen Einrichtung gegründet und den Anschlägen des Satans entgegengesetzt werden soll... Aber es kommt nicht sowohl darauf an, sich gegen den Papst zu wehren, als den Epikur zu vertreiben; nicht sowohl die Freiheit Deutschlands zu verteidigen, als die Üppigkeit des Fleisches zu zügeln, nicht sowohl die Ketzereien zu vertilgen, als die häuslichen Wunden zu heilen; dies muß man tun und jenes nicht lassen. Wir wollen in eine heilige und rege Verbindung treten und, weil das Vieler Sache kaum sein kann, nur wenige Männer uns dazu vereinigen in christlicher Liebe das Werk Christi mit Ernst anzufassen und zu treiben, nämlich das Reich Gottes, welches durch die wahre Religion uns eingepflanzt ist, in einem unschuldigen Leben darzustellen und darin, wenn es außerhalb nicht geschehen kann, innerhalb unserer Mauern und Pfähle unsere ganze Familie und unser Haus zu unterweisen...“<sup>1</sup>. Der Herzog hatte schon von Anfang an die Bewegung für eine Vereinsbildung, die, auch als sie noch anonym arbeitete, sichtlich von Süddeutschland ausging, aufmerksam von Hitzacker aus verfolgt. Der Rosenkreuzer-Spuk hatte ihn offenbar aber kalt gelassen und nur ein Lächeln abgelockt; die *Dextera amoris porrecta* hatte er, wie er am 26. Juli 1642 an Andreae schrieb<sup>2</sup>, empfangen und durchgelesen. Er urteilte darüber, daß er gleich gemerkt habe, daß die Arbeit nicht zu den Rosenkreuzer-Schriften gehöre, sondern daß sie denselben ehe entgegengesetzt sei, obgleich viele Ignoranten sie unter die *scripta fratrum roseae crucis*, welche damals ja so häufig herauskamen, mitgerechnet gehabt hätten. Die nunmehr übersandte *Unio* las er auch, aber er wich einem direkten Beitritt zu der Gesellschaft aus und ist niemals in ihre Reihen getreten. Er zog es offenbar vor zu ermuntern und zu fördern, sich äußerlich aber auf seine nächsten Aufgaben zu beschränken und sich nicht zu zersplittern. Andreae dankt am 17. August 1642 dem Herzoge und meint: damit, daß der Herzog seine Ideen nicht mit der Rosenkreuzerei in einem Topf werfe, habe er ja eigentlich seinen Zweck schon erreicht; der Herzog übertreffe seinen Wunsch und niedrige Gedanken, daß er die *Unio* unter seine erlauchte Autorität und mächtigen Schutz nehme. Am 9. Oktober 1642 greift er noch einmal in der Sache nach und sucht den Herzog festzunageln: „...zumal Förderung des von mir längst gesuchten nützlichen Werkes *Christianae societatis sive unionis*, daran Ew. F. Gn. als *dudum destinatum nobilissimum caput* der Allmächtige noch lange Zeit in Leibes- und Seelen-vivacitate väterlich erhalten wolle. Amen.“ Viel geleistet hat die „*Unio*“ überhaupt nicht, der Herzog in dieser Sache gar nichts, aber interessiert hat er sich für diese Vereinsbildungen, die Andreae plante, offenbar sehr, Pläne, die damals übrigens bis nach England hinüberspielten<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> Die Übersetzung von Hosbach.

<sup>2</sup> Die Briefe sind veröffentlicht in der Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft, Jg. 3. 1852. S. 267 ff.

<sup>3</sup> Vergl. Andreaes Brief vom 6. November 1650: „Ich habe diese Materie hinbevor mit *Duraeo Ango* durch Schreiben recipiret; warum er nachgelassen, habe ich nicht erfahren können.“

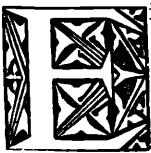


Es kann nicht in dem Rahmen meiner Arbeit liegen, die ja nur die geistesgeschichtliche Bedeutung August des Jüngern aufweisen will, auf des Herzogs Leitung der äußeren und inneren Angelegenheiten des Landes Braunschweig hier einzugehen, obgleich sie außerordentlich interessant und wert eines eingehenden Rückblicks ist. Der Herzog war ein sehr bedeutender Regent, der es verstand, die Wunden zu heilen, die der grausige Krieg seinem Lande geschlagen hatte. Alles mit Bedacht, aber sicher. Immer schaffte er Geld und verwandte es klug; immer hatte er Freunde und wußte sie richtig zu nützen. In seinem Kanzler Schwartzkopf hatte er einen Helfer, welcher ihn geradezu glänzend unterstützte. Die Steine, die er nicht heben konnte, ließ er liegen. So verstand er es, etwas seine Zeit Überdauerndes zu schaffen und Hervorragendes für das Herzogtum zu leisten.

Aber er war vielleicht noch mehr Weltweiser und Gelehrter, als Fürst; er hatte die Gabe, sich mit andern geistig in eine Linie zu stellen und mit ihnen und durch sie zu arbeiten. Darum war sein Einfluß auf die Zeit so groß, obgleich er sich nirgends vordrängte und seine Gegenwart kaum merken ließ. Polyhistor, wie er war und wie seine Zeit es verlangte, hatte er doch eine richtige Einschätzung seiner geistigen Kräfte, die er zu konzentrieren wußte. Anregend und fördernd streute er geistigen Samen aus und sammelte in seiner Bibliothek die Werkzeuge die einstige Ernte zu bearbeiten. Die Folgezeit hat das gespürt und auf seinem Wirken hat sichtlich Gottes Segen geruht.

## VAGANT UND EREMIT<sup>1</sup>, AUS LEBEN UND WERKEN PAUL VON WINTERFELDS UND OTTO ERICH HARTLEBENS

Von Prof. Dr. Hermann Reich, Universität Berlin



ine Zeit der Massenkultur kam heute herauf, die Ebenen hoben sich, aber die hohen Gipfel sanken und in vorausahnendem Gemüte erhob schon vor Jahrzehnten Nietzsche den Schreckensruf, es sei eine Gefahr vorhanden, daß der höhere Mensch aussterbe. Selbst das ungeheure Erleben des Weltkrieges ließ bei allen Völkern der Welt, die heute miteinander um die höchste Entscheidung ringen, allzu wenig eigenartige, überragende, heroische Persönlichkeiten hervortreten. Nur Hindenburg steht einsam da als Koloß, ein alter Markgraf der Germanen, um dessen Haupt schon die Sage webt. Aber den Krieg, das ist die allgemeine Meinung, gewinnt oder verliert schließlich der Mann im Schützengraben. — Die Masse wird entscheidend und damit die Gefahr einer starken Uniformierung und Nivellierung der menschlichen Psyche. Auch sie wird ein Massenartikel, abgestempelte, gleiche Fabrikware. Eine ungeheure Gefahr, die jedem, der sich mit hohen Zukunftshoffnungen für die Menschheit trägt, das Herz beschwert und traurig macht. Es ist die allgemeine Gefahr der ganzen Welt, aber wenige sehen sie und die Vielen glauben, es käme gerade damit ein neues, unerhörtes Glück herauf.

<sup>1</sup> Vortrag, gehalten am 26. April 1917 in der „Deutschen Gesellschaft 1914“ zu Berlin.

Wer diese schreckliche Gefahr versteht, dem wird es ein Trost sein, daß wenigstens unsere Nation mit ihrer Innerlichkeit und Eigenart, mit der unerschöpflichen Kraft ihres Gemütes doch auch in diesen Zeiten allgemeinen Verflachens immer wieder eigenartige, unerhörte Persönlichkeiten erstehen ließ, die für sich eine ganz besondere Welt bedeuten und darum will ich hier zu ihnen von Paul von Winterfeld und Otto Erich Hartleben sprechen, die in ihrer Eigenart zugleich als Antipoden erscheinen. Hartleben der Vagant und Paul von Winterfeld der Eremit. Das sind die Gegenpole des geistigen germanischen Menschen, zwischen ihnen einbeschlossen liegt die ganze Reihe aller anderen Charaktertypen, und wir haben alle etwas vom Blute des Vaganten wie des Eremiten in uns.

Gegenüber dem Mönch in seiner engen Klausur, dem frommen, tief sinnigen Grübler, dem Bewahrer uralten Wissens, dem Schreiber und Kenner alter Handschriften, dem Gelehrten, dem Asketen steht schon im Mittelalter der sinnenfrohe Vagant, der das bunte Erdenleben freudig bejaht, der übermütige, unbekümmerte, fahrende Schüler, der wüste Gesell. Er hat schon im 12. und 13. Jahrhundert das *gaudeamus igitur* gesungen. Der größte unter diesen Vaganten des Mittelalters ist der berühmte Archipoeta, der in wundervollen lateinischen Versen voller Rhythmik und Melodik das Lob Friedrich Barbarossas sang, dessen Zeitgenosse er war. Aber dieser deutsche Vagant war durchaus kein Hofpoet und ließ sich nie in den goldenen Käfig sperren, sondern streifte frei mit seiner Laute durch das schöne italienische Land; war in den Schenken und Kneipen zu Haus und trank mit den tollsten Kumpanen den schweren Wein des Südens und ging der Liebe der schönen Frauen nach. Von ihm stammt die berühmte Vagantenbeichte mit den schönen Versen:

Meum est propositum in taberna mori,  
vinum sit appositum morientis ori,  
tum cantabunt laetius angelorum chori,  
sit deus propitius huic potatori. —

Kurz, dieser Potator, Vagant und große Dichter ist ganz das Urbild Otto Erich Hartlebens, der später, ohne ihn zu kennen, auf seinen Spuren in Italien umherschweifend gewandelt ist, ehe er sich am Gardasee nach dem großen, auch pekuniären Erfolg seines Rosenmontags mit der Villa Halkyone ein dauerndes Heim gründen konnte; und der ebenso wie der Archipoeta trotz allen übermütigen und leichtsinnigen Vagantentums es mit seiner Kunst sehr ernst nahm und gerade auch mit der schönen Form, mit Rhythmik und Melodik.

Als Vagant erschien Hartleben schon längst dem hier allerdings etwas oberflächlichen Urteil und Blick seiner Zeitgenossen, als lustiger Bruder und feuchtfrohlicher Student, als der unerschütterliche, weise Zecher und zugleich als Antiphilister, als Ironiker und Zyniker, der sich wenig kümmert um den ernsthaften Tand der Welt. Man übersah dabei die dunklen, schwermütigen Tiefen, die diese glänzende, sonnige, rhythmisch bewegte Oberfläche barg.

Doch in der Tat Vagantenpoesie bedeuten seine Meisternovellen vom abgerissenen Knopf, in dem er mit Behagen seine Lore, die naive Aufschneiderin, die lebenswürdig Liederliche und Faule, die mit Rosen im Knopfloch den ewig abgerissenen Knopf verdeckt, diese Urgestalt aus dem Volke dem korrekten, ordnungsliebenden

Korpsstudenten und Regierungsreferendar gegenüberstellt — vom Einhorn-apotheker, vom gastfreien Pastor. Die lieben Mädchen, die in diesen Schwänken ihr drolliges, freies Wesen treiben, pflegen vor allem dem Vaganten zu begegnen; und von ihnen sind auch alle seine Dramen voll von der Angele bis herab zum Rosenmontag, der Offizierstragödie, in der diese vagierende Liebe schließlich zum tragischen Problem ein wenig aufgebauscht wird.

Vagantenpoesie erklingt auch vielfach in seinen, von einem wundervollen Rhythmus und Wohllaut bewegten Liedern, die den großen Künstler zeigen, und die vor allem berufen sind, Otto Erichs Sache auch vor kommenden Jahrhunderten zu führen. — Zum Gedächtnis des toten Dichters und großen Vaganten möchte ich Ihnen nun hier zunächst ein paar von seinen Gedichten vortragen, in denen er Ihnen selber sein Leid und Leben erklären mag.

Zunächst Franzensfeste — das mit seiner Friedens- und Frühlingssehnsucht anklingt an die Stimmung dieser Tage — die große Teile unseres Volkes sehr, ach allzusehr bewegt.

#### F r a n z e n s f e s t e .

Franzensfeste, du Tor des Frühlings,  
draus dem fröstelnden, nordischen Fremdling  
Lenzeswogen der Blütenbäume  
warm und lachend entgegenströmen,  
weich und wonnig entgegenschlagen —  
sage, warum diese dräuenden Mienen,  
all diese Mauern und finsternen Gräben,  
all diese Wälle, draus ungezählte  
Riesenkanonen gen Himmel starren? —

Wehe! Europa rüstet den Frieden!  
Tief in die wonnigsten Täler der Berge  
tragen sie düster das Werk der Zerstörung,  
tragen sie seufzend des Krieges Bild.

Franzensfeste, du Tor des Frühlings:  
Einst — ich weiß es — ranken und schwanken  
blaue Syringen empor an den Mauern,  
goldener Regen weht von den Zinnen  
und auf den Wällen wildert die Rose.

Doch aus den leeren Kanonenscharten  
Klingts wie der Klang der gefüllten Gläser,  
klingt es wie silbernes Mädchenlachen,  
klingts wie Gesang froh-seliger Menschen! —

Laß uns träumen von deiner Zukunft,  
Franzensfeste, du Tor des Frühlings!

Als Beispiel reiner Vagantenpoesie mögen ein paar andere Gedichte folgen:

Die jubelnd nie den überschäumten Becher  
gehoben in der heiligen Mitternacht,  
und denen nie ein dunkles Mädchenauge  
zur Sünde lockend — sprühend zugelacht —

Die nie den ernsten Tand der Welt vergaßen  
 und freudig nie dem Strudel sich vertraut,  
 O, sie sind klug, sie bringens weit im Leben.  
 Ich kann nicht sagen, wie mir davor graut!

Ein Lied vom Wein.

Vergessen hab ich im Lebensdrang  
 Der Jugend lachende Lieder,  
 nun sitz ich allein auf der Zecherbank,  
 in den Römer starr ich hernieder ...

Nun sei du Wein meine Jugend!

Vergessen hab ich die Liebste mein,  
 schwer hab ich an ihr mich vergangen.  
 Erzähle mir wieder, du funkelnder Wein,  
 wie einst meine Lieder ihr klangen ...

Nun sei du Wein meine Liebe!

Vergessen die Heimat, wo Rosengesträuch  
 uns beide duftend umschlungen — —  
 Du gleißender Wein: die Gedanken verscheuch!  
 wie du oft meine Schmerzen bezwungen ..

Nun sei du Wein meine Heimat!

Von der *V a g a n t e n l i e b e* singen viele seiner Lieder, leicht, übermütig und ein wenig zynisch.

Ins Philisterium werd ich eingeschiff't  
 als Material für künftige Schwiegerväter,  
 und meid ich nicht die Poesie wie Gift,  
 so ernt ich ein Familiengezeter.

O Lore! Kind! — Es rauschen die Pandekten —  
 und du in deiner Sofaecke lachst?

O Gott, wenn sie zu Hause das entdeckten!

Kind, sei doch ernst! Du weißt nicht, was du machst!

Fühlst du denn nicht den tiefen Ernst der Lage?

Des Lebens Pflichten, Lebens Jus und Muß? —

Daß ich mit frischer Kraft ans Werk mich wage,  
 gib mir — dann aber still! — noch einen Kuß.

Aber auch in dieser vagierenden Liebe, die beständig genug ist, wenn auch ihr Gegenstand beständig wechselt, kommen dem Dichter ergreifende Töne

Im Arme der Liebe schliefen wir selig ein,  
 Am offenen Fenster lauschte der Sommerwind  
 und unserer Atemzüge Frieden  
 trug er hinaus in die helle Mondnacht. —  
 Und aus dem Garten tastete zagend sich  
 ein Rosenduft an unserer Liebe Bett  
 und gab uns wundervolle Träume,  
 Träume des Rausches — so reich an Sehnsucht.

Schließlich findet der Vagant im Anblick einer jungen, ihm nah verwandten Frau den Ausdruck tiefer Bewunderung für die Keuschheit, edlen Seins und den Adel hoher Liebe.

A n n e m a r i e.

Deines Gartens armer Spatz  
zählet dir zum Ruhme  
jede ihm zur Winterszeit  
hingestreute Krume.

Und die Blumen unter sich  
sind des Glaubens mächtig,  
daß so Vieh- als Menschenvolk  
völlig niederträchtig.

Nur von dir erwarten sie  
jede seltne Güte,  
weil du deine Rose nicht  
brachest, als sie blühte.

Und nun gegenüber dem Bilde des Vaganten das Bild des Eremiten, seines Widerparts, gegenüber Otto Erich — Paul von Winterfeld, gegenüber dem frohen Genießer — der ernste Askete, der streng des Lebens leichte Freuden mied, gegenüber dem wein- und frauenfrohen Manne — der Mann, der niemals im lauten Kreis der Zecher froh war, der nie Wein trank, niemals im Leben eine Frau berührte — der als ein jungfräulicher Mann gestorben ist, der in einsamer Klausur Tag und Nacht in verzehrender Arbeit den Werken der Wissenschaft lebte, ein trotziger Vernichter des bunten, lärmenden Jahrmarkts des Lebens und aller bösen Lust, eine Kerze vor dem Hochaltare der geistigen Heiligtümer der Nation, gegenüber dem Zyniker und Satiriker der Mystiker. So weit ist der Kreis der Psyche unserer Nation, daß er beide große Typen umspannt und vereinigt. — Freilich muß ich von Winterfelds Sein und Leben etwas ausführlicher sprechen. Denn Otto Erich ist ein berühmter Dichter und ihnen allen wohlbekannt. Paul von Winterfeld aber beginnt erst nach seinem Tode berühmt zu werden; noch kennt ihm die weitere Öffentlichkeit nicht recht und doch ist er ein großes Vorbild germanischen Wesens; Gelehrter, Dichter und Übersetzer zugleich.

Paul von Winterfeld war Professor an der Berliner Universität, für Berliner Verhältnisse ein sehr junger Professor. Er hatte den neugegründeten Lehrstuhl für mittellateinische Philologie als erster inne; und hatte als Jüngling an der Schwelle des Mannesalters in unerhörter Arbeit wissenschaftliche Werke vollendet, die sonst ein ganzes langes, starkes und fleißiges Gelehrtenleben ausfüllen. Er war in den Kreisen der Wissenschaft weithin bekannt als einer der besten Kenner der lateinischen Handschriften und Urkunden des Mittelalters, als Herausgeber der *Hrosvitha* und des vierten Bandes der karolingischen Dichter in den *Monumenta Germaniae historica*, als Verfasser vieler scharfsinniger Untersuchungen und Abhandlungen — ein junger König der Wissenschaft, wie ihn bei seinem Tode ein Nachruf pries. Aber dieser junge König lebte vollkommen als Einsiedler, hielt das Gelübde der Armut und Keuschheit wie ein Bettelmönch, immer trug er denselben schwarzen Rock, den einzigen, den er besaß. Dabei war er von riesigem Wuchs und breiter Brust, als Erbe der uralten Kraft seiner uradligen Väter, lang wallte ihm Bart und Haar, dabei hatte er wundervolle, braune Augen, die von Klugheit, Güte und Seelenadel leuchteten, aber sein ewiges Studieren hatte ihn kurzsichtig gemacht. Nie zeigte er sich bei den Festen und Feiern und Gastmählern

der Universität oder der Studenten. Dennoch schwärmten seine Studenten für ihn, viele suchten den Sonderling, aber alle Neugier wies er scheu, vornehm und ein wenig hochmütig ab. Die Kollegen sahen wohl ab und zu den wunderlichen Riesen und immer mit einer gewissen Scheu. Denn näher ließ er kaum einen an sich heran. Dafür kamen bald allerhand Geschichten im Umlauf von seiner herben Unnahbarkeit, seiner streitbaren, rücksichtslosen Art, halb ein Ritter und halb ein Mönch; in den Fehden der Wissenschaft war er arg gefürchtet. Seltsame Geschichten wurden von seiner mönchischen Art erzählt, von seiner wunderlichen Mönchsklausur in der Grunewaldstraße, die niemand so leicht betreten durfte, in der nichts weiter war als Stuhl und Bett und Tausende kostbarster Bücher, in denen seine ganze Habe steckte. Sogar ein Säufer sollte er sein, dieser Riese, und war in Wirklichkeit vollkommen abstinent. So wob die Universitätslegende um das stolze, unnahbare Haupt des Eremiten, aber von seinem eigentlichen hohen Geheimnis wußte sie nichts.

Schnell führte den Eremiten seine abgründige Gelehrsamkeit, seine verzehrende wissenschaftliche Leidenschaft und unerhörte, niemals rastende Arbeit zu allen Ehren der Wissenschaft. Wäre er nur ein gewöhnlicher Ehrgeiziger gewesen, er hätte sehr zu frieden sein können. Dennoch quälte ihn immer stärker eine tiefe Schwermut, die sich fast zu Todessehnsucht steigerte. Denn seine unsterbliche Seele war aufgewacht vom Staube der Handschriften und der Bibliotheken und verlangte nach Höherem; nach Befriedigung all der anderen vielen Möglichkeiten und Kräfte, die in ihr lagen. Er hatte in ungeheurer, wissenschaftlicher Askese alles Verlangen nach Glück und Freude, alles Vagantentum, wie es auch in dem ritterlichen Blute seiner Ahnen fiebernd kreiste, unterdrückt — da kam die gewaltigste Sehnsucht über den Einsamen, die Sehnsucht nach Liebe und quälte den Mönch. Er lebte eingesponnen in die großen Träume, die ihm aus seinen Büchern aufstiegen und aus dem Traum beschwor seine Sehnsucht sich über weibliches Ideal, bis es Fleisch und Blut wurde, wie Faust die Helena beschwor. Heute weiß es ja die Welt, daß er die Dichterin Agnes Miegel um ihrer von wundervoller Leidenschaft erfüllten herrlichen Gedichte willen geliebt hat, ohne sie persönlich zu kennen. Aus ihren Liedern verstand er ihr dunkles Geschick, aus seinem Mitleid erwuchs dann die Liebe, seine Traumliebe. Agnes Miegel hat es damals nicht verstanden, wie treu und ernstlich der Eremit es meinte. Sie sah in ihm nur mit Schrecken einen schnüffelnden Philologen, der in ihr Geheimnis drang, und wies den Treuen hart zurück. Daß sein Herz brach — richtig und wirklich brach — ich habe den Blutstrom an seinem Munde gesehen — war zum guten Teil diese verkannte, unerwiderte Liebe schuld, die der moderne Mönch genau so ernst nahm wie der mittelalterliche seine Minne zur Jungfrau Marie. Als man sein Testament eröffnete, stand als Erbe seiner irdischen Habe, seiner kostbaren, heilig gehaltenen Bibliothek die Dichterin.

Die Liebe hat den Mönch zum Dichter gemacht.

Und ich und Du? Sieh, ich bekannte Dich,  
 Und Du, weil ich es tat, verleugnest mich.  
 Ich schrie zu Dir in Angst und Todesnot,  
 Doch keine Rettung Deine Hand mir bot.  
 Es sei — doch Buße nicht noch Sakrament  
 Löscht aus den Brand, der Dir das Herz verbrennt.

Dies Gedicht steht in der Sammlung von Paul von Winterfelds Lyrik, die er auf mein Drängen Weihnachten 1903 bei Beck in München herausgab. Ich hoffte, den Mönch von dieser zerstörenden Liebe zu befreien, wenn er sie ganz aus sich herausstellte.

Welch ein Gegensatz, diese mystische Traumliebe des Eremiten zu der Einzigem, Unerreichbaren, Hohen und die bunte, wechselnde Liebe des Vaganten. Freilich fehlt diesen Gedichten Winterfelds ganz Hartlebens hinreißende Leichtigkeit der vornehmen Form, die große Rhythmik und Melodik. Aber sie haben das Interesse alles Wesenhaften und Ernstlichen, alles dessen, was mit dem Tode besiegelt ist.

Größer als der Dichter ist der Übersetzer Paul von Winterfeld. Hier ist von ihm eine ganz große Tat vollbracht. Sie ist beschlossen in dem Buche „Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters in deutschen Versen von Paul von Winterfeld“, erschienen im Verlage von Beck, Weihnachten 1903. Es sind das Nachdichtungen der schönsten Werke der lateinischen Poesie des deutschen Mittelalters. Da die Dichter der deutschen Frühzeit unter den Merovingern und Karolingern bis herab zu den Ottomanen und selbst zu den Staufeu bis hin zu Walther von der Vogelweide noch Latein reden mußten, die alles beherrschende Kirchensprache, hat Paul von Winterfeld hier die deutsche Seele aus dem Banne des mittelalterlichen Latein erlöst. Er läßt die Dichter der deutschen Frühzeit zu uns in deutschen Worten reden, wie es ihnen einst ums Herz war. Der Ritter und Mönch verstand die Ritter und Mönche des Mittelalters, auch die wandernden Scholaren und Vaganten in tiefster Seele.

In diesen Übersetzungen treten die dichterischen Genialitäten der deutschen Frühzeit vor uns und reden unsere Sprache, Ekkehard, der Dichter des Sanges von Walther und Hildegunde, Notker der Vollender der erhabensten Form mittelalterlicher geistlicher Lyrik, der launige Erzähler schöner Volkssagen von Karl dem Großen, der Humorist und Fabulist, der große Lehrer, Hrotsvit von Gandersheim, die erste Frau, die in deutscher Dichtung, in Legende, romantischem Drama und epischer Heimatkunst Großes schuf. Der Dichter des Rudlieb, der erste echte deutsche Romancier und dann die zahlreichen kleinen Dichter, Mönche und Nonnen, Kleriker und Vaganten, Mimen und Ioculatoren drängen sich in diese Reihen, auch ein alter fränkischer König aus dem Geschlecht der Merovinger mit einem Preislied auf einen etwas wunderlichen Heiligen ist darunter. Der ganze große Kreis deutscher mittelalterlicher Dichtung ist geschlossen. Diese Dichtungen begleiten den Aufstieg unserer Nation von den Zeiten der Merovinger bis zu Friedrich Barbarossa und selbst bis herab auf Rudolf von Habsburg.

Ich gebe ein paar Proben.

#### Der Eiserne Karl.

Im Langobardenlande das Orlogbanner weht;  
Der König zu Pavia auf steiler Warte steht  
Und schaut mit seinem Gaste hernieder ins lachende Land,  
Ein Graf aus Franken ist es, landflüchtig und gebannt.

Erst kam der Troß gezogen schier endlos ohne Zahl;  
Auf Roß und Reitern blitzte der Morgensonne Strahl.  
Der Langobarde fragend zu seinem Gaste spricht:  
,Ist Karl bei diesem Haufen?' Antwortet der: ‚Noch nicht.‘

Und weiter, neue Scharen und immer neue traun;  
 Das ist der Franken Heerbann, der kommt aus allen Gau'n.  
 ‚So ist Herr Karl gewißlich bei diesen? gib Bericht.‘  
 Graf Ottokar dawider: ‚Noch nicht, noch immer nicht.‘

Des Königs Herz entbrannte: ‚Und werden es noch mehr,  
 Wie soll es uns ergehen vor Karl und seinem Heer?‘  
 ‚Ihr werdet ihn von selber erkennen, wenn er naht;  
 Doch was mit uns ergehe, des weiß ich nimmer Rat.‘

Nun kam das Ingesinde und scholl der Pfaffen Sang,  
 Vom Morgenwind getragen, das weite Feld entlang.  
 ‚So laß uns niedersteigen tief in der Erde Schacht,  
 Ob wir uns bergen mögen vor solches Feindes Macht.‘

Graf Ottokar gedachte fernferner bessrer Zeit:  
 ‚Seht Ihr in Eisen starren die Felder weit und breit,  
 Und dringt zu Tor und Mauern Tessin und Po herein  
 Mit eisenschwarzen Wellen, so mag er nahe sein.‘

Und eh' das Wort verklungen, im Westen es wallt und webt  
 Gleich dunkler Wetterwolke, daß jedes Herz erbebt;  
 Und Waffen über Waffen in eisengrauem Schein,  
 Und dort der Held von Eisen, das muß der Kaiser sein.

Von Eisen Helm und Brünne so Haupt wie Brust ihm deckt,  
 Den Eisenspeer die Linke hoch auf zum Himmel reckt,  
 Es zückt das Schwert von Eisen die Rechte grimmigwild,  
 Von Eisen schier die Schienen, von Eisen schier der Schild.

In schwarzem Eisenpanzer sein feurig schnaubend Roß  
 Und eisern ihm zur Seite ringsher der Seinen Troß;  
 All Eisen nur und Eisen! Dem Grafen das Herz verzagt:  
 ‚Hier habt Ihr ihn vor Augen, nach dem Ihr so gefragt!‘

Wer denkt bei dieser Ballade nicht an die Wellen und Wogen unserer Feld-  
 grauen im Weltkrieg — all Eisen nur und Eisen.

Der besondere Wert dieser Dichtung beruht aber darauf, daß sie von einem  
 Zeitgenossen des Kaiser Karl stammt und unmittelbar das lebendige Gefühl jener  
 Zeiten gegenüber der überragenden Gestalt des Großen Kaisers gibt, Kriesslyrik  
 des frühesten Mittelalters aus unmittelbarem Erleben, der heutigen Kriesslyrik  
 vergleichbar.

Dann ein Gedicht aus ganz anderem, nicht heroischem sondern idyllischem  
 Ton und Gefühl heraus. Eine Nonne strömt im Anblick der blühenden Pracht  
 des Frühlings die Klage ihres einsamen Herzens aus, Frauendichtung des Mittel-  
 alters, der modernen wunderbar verwandt.

#### Frühling.

Mit lindem Hauch der Westwind weht,  
 Die Sonne warm am Himmel steht,  
 Und ob dem Feld in blauer Luft  
 Der Ackerkrume würz'ger Duft.



Es kam der Lenz in Herrlichkeit,  
 Er trägt sein festlich buntes Kleid,  
 Nun sprießen neu das Laub im Wald,  
 Der Wiese Blumen mannigfalt.

Das Wild in Kluft und Waldversteck,  
 Die Vöglein bau'n in Busch und Heck',  
 Und frohen Schalls ihr Hochzeitslied  
 Weithin den grünen Wald durchzieht.

Wenn solches nun mein Auge schaut,  
 Mein Ohr vernimmt des Liedes Laut,  
 Wie alles jauchzt in Freud' und Lust  
 Ach, dann schwellt Seufzen mir die Brust.

Ich Ärmste sitz' in Einsamkeit  
 Versonnen da mit meinem Leid,  
 Und hebe ich das Haupt empor,  
 Ist blind mein Auge, taub das Ohr.

Erhöret ihr das Flehen mein,  
 Herr Mai, in Gnaden seht darein;  
 Die ganze Welt in Blüten steht,  
 Indes mein darband Herz vergeht.

Nun sind die Mönche des Mittelalters aber trotz ihres strengen Asketismus auch feine Humoristen. Besonders im Kloster von Sankt Gallen, in dem Winterfeld auf seinen Handschriftenreisen oft verkehrt hat und freudig aufgenommen wurde, war einst viel Humor zu Hause. Winterfeld selbst besaß eine starke humoristische Ader, und oft habe ich nach langen tiefen und traurigen Gesprächen sein lautes befreiendes Lachen gehört.

Ein Beispiel:

#### Der Pilz.

Meister Notker von Sankt Gallen  
 War der Schule treuster Lehrer,  
 War ein Sänger und ein Heil'ger,  
 Und dazu ein loser Schalk.

Kamen einst die Reichenauer  
 Klosterbrüder zum Besuche,  
 Und es ward beim Glase Weines  
 Viel gewettet, viel geprahlt.

„Hörtet ihr vom Riesenaale  
 Nicht die vielberühmte Märe,  
 Des das gute Dörflein Alsbach  
 Heute noch den Namen trägt?“

Gut fünf Ellen in die Länge  
 Haben wir ihn dort gefangen;  
 Denn das gute Dörflein Alsbach,  
 Wißt ihr, zinst der Reichenau.

Ihr Latein durchschaute Notker;  
 Doch er sprach, und nickte gläubig:  
 „Ja, in unserm Schwabenlande  
 Gibt es solcher Wunder viel.

Hab ich doch mit eignen Augen  
 In Sankt Gallen hier, im Winter,  
 Schnee bedeckte Tal und Hügel,  
 Einstmals einen Pilz gesehn.“

Und die Reichenauer Gäste  
 Riefen wie aus einem Munde:  
 „Geh mit deinen Lügenschwänken,  
 Die ein andrer glauben mag!“

Doch er wußte wohl die Stelle,  
 Wo im Winter, nah der Küche,  
 Von dem Dunst und von der Wärme  
 Vor der Zeit der Pilz gesproßt. —

Und es wechselten die Monde,  
Und mit Reif und weißen Flocken  
Hielt der Winter seinen Einzug,  
Und er harrete still der Zeit.

Und als er des Pilzes Prachtstück  
Sich herangepflegt voll Sorgfalt,  
Bracht er es mit list'gem Schmunzeln  
Eines Tags zur Reichenau:

„Mir habt ihr nicht trauen wollen —  
Traut ihr nun dem eignen Auge?  
Hätte gern als Gegengabe —  
Ein paar Knorpeln eures Aals.“

Eine der wundervollsten Leistungen im Winterfeldbuche ist die Übersetzung des Walthariusliedes, des Gedichtes von Walther und Hildegund. Sie werden alle einmal in ihrer Jugend Scheffels schönen Roman Ekkehard gelesen haben und daraus dessen Übertragung des Walthariusliedes kennen. Hören Sie nun ein paar Verse aus der Winterfeldschen Übersetzung in altdeutschen Stabreimen:

Im Gotenlande regierte Alpher,  
Dem erblühte frisch in fröhlicher Jugend  
Ein wackerer Knabe, Walther geheiß.  
Seit lange schon hatten Herrich und Alpher  
Mit heiligen Eiden einander verheiß,  
Wann künftig die Kinder erwachsen wären,  
Zu fröhlichem Bunde die beiden zu ein.

Da nun Alpher vernahm, daß die Nachbarreiche  
Sich den Hunnen gebeugt, da begann ihm zu bangen,  
Und er wagte nicht weiter zu widerstreben.  
„Wozu dies Zaudern bei zagem Mute,  
Statt um Frieden zu werben wie Burgund und Franken?  
Ihnen zu folgen, ist uns kein Vorwurf.  
Ich schicke Boten, schließe ein Bündnis,  
Gebe als Geisel den einzigen Erben  
Und zahle von Stund an Zins den Hunnen.“

Und also geschah's. Mit Schätzen beladen  
Zog das hunnische Heer samt den Königskindern,  
Samt Walther und Hagen und jung Hildgund  
Fröhlichen Herzens der Heimat zu.

Ein guter Kenner dieser Poesie hat kürzlich in einer längeren Untersuchung hier Scheffel und Winterfeld als Übersetzer verglichen. Er kam zu dem Schlusse: „Während Scheffels in die Nibelungenstrophe gezwängte Übersetzung den heutigen Leser spießbürgerlich-philiströs anmutet, schwebt in Winterfelds Stabreim das ursprüngliche germanische kraftvolle Wesen des Waltharius, etwas Heroisches“<sup>1</sup>. —

Zum Vergleich gebe ich nun die Stelle in der Scheffelschen Übersetzung.

<sup>1</sup> Professor Dr. Walther Janell im Deutschen Philologenblatt. August 1916. Die pädagogische Bedeutung des Winterfeld-Buches und des Buches Michael.

Im Lande der Aquitanen herrscht Alpher der strenge (sic) Mann,  
 Dem wuchs ein Sohn Walthari im Jugendschmuck (sic) heran.  
 Herrich und Alpher hatten sich manch einen Boten geschickt  
 Und sich mit feierlichem Eidschwur einand verstrickt. (sic)  
 Sobald die Zeit des Freiens dereinst sich stellet ein  
 So sollen unsere Kinder ein fröhlich Brautpaar sein.  
 Betrübt saß König Alpher izt bei der Hunnen Not  
 O weh mir, daß ich Alter, nicht finde Schwertes Tod.  
 Ein schlechtes Beispiel gaben Burgund und Frankenland,  
 Jetzt muß ich gleiches tuen und ist doch eine Schand. (sic)  
 Ich muß Gesandte schicken und Frieden heischen und Bund  
 Und muß den eignen Sprossen als Geisel stellen zur Stund,  
 So sprach der strenge Alpher usw.

Sie werden finden das Urteil: etwas spießbürgerlich-philiströs ist vielleicht ein wenig hart. Aber hinter Winterfelds heroischen Versen bleibt eben Scheffel, der gewiß kein verächtlicher Dichter war, weit zurück. Noch glanzvoller ist die Winterfeldsche Übersetzung des Rudlieb, des ersten deutschen Ritter- und Realromans, die Professor Strecker, der Nachfolger Winterfelds auf dem Berliner Lehrstuhle, in seiner großen Rezension als die Perle und Krone der ganzen Sammlung preist. Doch unsere Zeit ist zu weit vorgerückt, als daß ich noch Proben daraus mitteilen könnte. In dem prächtigen Buche „Der Barde“ von Walther Eggert-Windegg wird die Geschichte unseres Volkes durch eine Auswahl der schönsten historischen Gedichte illutriert. Nur die besten Dichter kommen zu Wort: Georg Herwegh mit drei Gedichten, Wilhelm Hertz mit vier, Hoffmann von Fallersleben mit sieben, Arndt und Liliencron mit zehn, Winterfeld aber mit elf Gedichten, ihn überragen nur Fontane und Konrad Ferdinand Meyer mit je 14 Gedichten. Diese trockene Statistik spricht eine beredtere Sprache als alle Lobreden, die man dem Toten hielt.

Winterfeld hat seinen Ruhm nicht erlebt. Auf seinem Sterbebett gab er mir das Manuskript seines Dichterbuches; wenige Monate vor Beginn des großen Weltkrieges kam das Buch heraus. Die Zeit für sein Verständnis war gekommen. In der ganzen deutschen Presse, von der „Vossischen Zeitung“ und dem „Berliner Tageblatt“ bis zur „Täglichen Rundschau“ und zur „Kreuzzeitung“ wurde das Buch in begeisterten Artikeln gefeiert. Gelehrte wie Literaten und Poeten waren in seinem Lobe einig. In Westermanns Monatsheften hieß es unter anderem: „Man möchte auf einen hohen Berg steigen und es in alle deutschen Lande rufen: unsere Nationalliteratur hat eine Gebietserweiterung erfahren, um die kein Tropfen Blutes geflossen ist und die doch mehr wert ist als die Beute manches männermordenden Krieges! Diese Eroberung liegt umschlossen in diesem Bande von 500 Seiten, aber in diesem Bande liegt auch ein ganzes Menschenleben und ein ganzes Menschenherz usw.“ Wenige Monate nach der Herausgabe des Dichterbuches wurde schon eine neue Auflage nötig; der Krieg verhinderte bisher das Erscheinen, doch heute ist der Druck schon soweit vorgeschritten, daß noch im Juni das Buch wieder neu erscheinen wird.

Aber keine Trompete des Ruhmes weckt uns den toten Eremiten auf, der auf dem alten Schöneberger Friedhof den letzten Schummer schläft. Im Frühjahr

1904 ist er gestorben, 34 Jahre alt. Sein Asketum, seine allzu harte Arbeit, seine allzu große Liebe hatten ihm den gewaltigen Körper zerstört, einsam starb er im Krankenhause zu Belzig. — Herzschlag. — An seinem Krankenbette war nur ein Freund seiner Seele, und ein Freund aus seinem Blute, sonst war er ganz allein. Aber das Leichenbegängnis, das ihm die Universität um seiner hohen Gelehrsamkeit willen ausrichtete, war vielbesucht und prächtig — nach dem Tode gedachte man seiner. —

Der Tod hat den Eremiten auch mit dem Vaganten vereinigt. Wenige Wochen vor Paul von Winterfeld starb Otto Erich Hartleben einsam in seiner Villa Halkyone in Salo am Gardasee. Auch seine sterblichen Überreste sind hier in Berlin in Treptow beigesetzt. Sie liegen beide nicht gar so weit von einander, Vagant und Eremit. —

Auch Hartlebens letztes Glück habe ich miterleben müssen, wenn auch nicht seinen Tod. Ich traf ihn im Herbst vorher in Botzen, er war auf der Durchreise nach Berlin voll froher Hoffnungen. Er hatte das Drama im grünen Baume zur Nachtigall vollendet und dem Schauspiel „Ein wahrhaft guter Mensch“ die letzte Form gegeben. Mit beiden Dramen gedachte er wieder einmal einen großen Sieg zu gewinnen wie mit seinem Rosenmontag. Auch erzählte er mir eine ganze lange Nacht von den neuen Plänen und Entwürfen, mit denen er sich trug. Aber es kam alles anders. Die Dramen fielen in Berlin durch. Ich hatte das Siegesfest mit ihm feiern sollen — im Kreise jubelnder Freunde —. Nun saßen wir im engsten Kreise traurig und bedrückt in seiner Wohnung beim Abendmahl, und ich fühlte instinktiv, daß ein totgeweihter Mann neben mir saß. Auf seinem Schreibtisch aber lag ein angefangenes Gedicht, das von dem Dornenkranze des Dichters redete — er hat es nie vollendet. Ich aber konnte damals die Fassung und edle Haltung dieses in seinen Hoffnungen betrogenen Dichters und dem Tode geweihten Mannes traurigen Herzens bewundern.

Vagant und Eremit hat schließlich der Tod vereinigt. Aber auch im Leben zeigen sie trotz des strengen Gegensatzes viel Ähnlichkeit, viel Verwandtes, das aus ihrem gleichen germanischen Blute stammt.

In beiden ist derselbe Trotz, dieselbe Verachtung alles Engen, Spießbürgerlichen, Gewöhnlichen, Konventionellen, Geschäftstüchtigen, äußerlich Praktischen, nach Erwerb, nach Ämtern, Ehren und Titeln Drängenden. Nur den einen machte dieser Trotz zum Vaganten, den andern zum Eremiten. Und ist auch die schweifende Vagantenliebe und die mystische Liebe des Eremiten himelweit verschieden, gemeinsam ist ihr doch die Auflehnung gegen alle kleinbürgerliche, behagliche, gewöhnliche Auffassung der Ehe. Beide hatten eine tiefe Lust zu hoher Freundschaft, beide sind von der tiefsten Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit in ihrem Empfinden und Handeln und Dichten, beide ganz freie über allen konventionellen Verhältnissen stehende Menschen.

Auch in Hartleben ist trotz allen lustigen Vagantentums viel Ernst, Schwere und Melancholie. In dem Spötter war sogar gegenüber vertrauten Seelenverhältnissen und Liebesbeziehungen viel Sentimentalität. Und in seiner Kunst zeigt er im leidenschaftlichen Streben nach Vollendung durchaus den Ernst des Eremiten.

Davon zeugt unter anderem sein leider unvollendet gebliebenes Drama Diogenes. Es stellt den freien Zyniker Diogenes der reizenden Hetäre Aspasia gegenüber und verstrickt beide in schwere, hoffnungslose Liebe. So tönen aus diesem Drama die schönen, schwermütigen Verse zu uns herüber:

G e s a n g   d e s   L e b e n s .

Groß ist das Leben und reich !  
 Ewige Götter schenkten es uns,  
 lächelnder Güte voll  
 uns den Sterblichen, Freude geschaffenen.  
 Aber arm ist des Menschen Herz  
 schnell verzagt, vergißt es der reifenden Früchte.  
 Immer wieder mit leeren Händen  
 sitzt der Bettler an staubiger Straße,  
 drauf das Glück mit tönenden Rädern  
 leuchtend vorüber fuhr.

Und noch etwas sehr Merkwürdiges. Hartleben wie Winterfeld hatten beide eingegriffen in eines der Werke meines eigenen Lebens, der eine als Dichter, der andere als Gelehrter. Winterfeld ergab sich am Ende seines Lebens ganz meiner Mimusforschung. Er begriff Entstehung und Zusammenhang der Volkspoesie des Mittelalters vom Mimus her und hat die Freude gehabt, noch kurz vor seinem Tode eine große Abhandlung voll fundamentaler Entdeckungen gedruckt vor sich zu sehen, sie steht heute im Anhang seines Dichterbuches, betitelt: Der Mimus im Mittelalter. Hartleben aber fand in meinem Mimus das Sujet eines großen Dramas, dessen Bilder ihn in seinen letzten Tagen umschwebten. Eine verehrte Schwester von ihm hier in Berlin bewahrt noch heute Aufzeichnungen darüber in einem Heft von seiner Hand.

Wegen dieser Ähnlichkeiten und geheimen Beziehungen zwischen Vagant und Eremit hatte ich damals mit beiden einen großen Plan. Ich wollte sie zu einander führen, um den Vaganten durch den Eremiten, den Eremiten durch den Vaganten zu heilen, jeden von seinem eigenen Übermaß. Winterfeld war Humorist genug, um den Vaganten zu ertragen, Hartleben weise und schwermütig genug, den großen Eremiten zu verstehen. Beiden hatte ich von einander erzählt, beiden Lust zu einander gemacht und sie auf einander vorbereitet. Diese Zusammenkunft wäre ein Schauspiel für Götter geworden. Da kam der Tod dazwischen.

Soviel ist gewiß, die Art des Eremiten wie des Vaganten liegt uns Deutschen allen im Blute. Oft richtet das Übermaß des einen oder des andern uns zugrunde. Nietzsche z. B. verdarb wie Winterfeld das Übermaß des Eremitentums.

Goethes Faust ist erst Eremit, nachher Vagant und zum Schluß erhebt er sich über beide Grundanlagen hinaus zum hohen Schaffen als Staatsmann. Goethe selber hat in sich beide auseinanderstrebende Naturen glorreich vereinigt, darum wird er auch von uns fast göttlicher Ehren wertgehalten. Eremit und Vagant zusammen erst ergeben den vollendeten germanischen Menschen. Aber wie selten ist diese Vollendung.

Meine Herren, ich habe Ihnen hier in der Kürze der Zeit nur dürftige Andeutungen geben können von der Fülle der Gesichte, die die Betrachtung von Hart-

lebens und Winterfelds Leben, Werken und Schicksal erwecken kann. Wenn diese Andeutungen Sie dazu veranlassen könnten, eine Stunde zur Versenkung in die Werke dieser beiden teuren Männer zu benutzen, so hat dieser Vortrag seinen Zweck erfüllt.

## STREIFLICHTER

**L**auterberger Weltanschauungswoche. Vom 1.—6. Oktober d. Js. wird die Weltanschauungswoche zum zweitenmal in Lauterberg tagen. Vorlesungen werden halten Geh. R. Eucken-Jena über: „Die Erfahrungen des Weltkrieges und die Forderungen der Zukunft“, Prof. Leser-Erlangen über: „Die religiöse Idee in ihren neuzeitlichen Haupttypen“, Prof. Schwarz-Greifswald über: „Das neuere Bildungsproblem in historischen und systematischen Durchblicken“, Prof. Hunzinger-Hamburg über: „Die Bedeutung des Protestantismus für das neuere deutsche Geistesleben“. Auskunft erteilt Prof. Hunzinger, Hamburg 3.

**P**reisausschreibung.— Das Volksbildungshaus Wiener Urania stellt als Preisaufgabe die Behandlung des Gegenstandes: **Probleme und Gestaltungen der Volksbildung**. Ausgehend von einer wissenschaftlichen Klarstellung und Abgrenzung des Begriffes der Volksbildung, sollen die Probleme der modernen Volksbildungsbewegung behandelt, die Fragen der Organisation und der Entwicklungsmöglichkeiten der freien Volksbildungseinrichtungen, sowie deren Verhältnis zum Unterrichtswesen kritisch untersucht und in Absicht auf praktische Ergebnisse eingehend dargestellt werden. Die Bezugnahme auf österreichische Verhältnisse und auf das österreichische Verwaltungsrecht wäre erwünscht. — Arbeiten von vorwiegend historischem oder statistischem Charakter kommen nicht in Betracht. — Ohne der Freiheit der Preisbewerber in der Auswahl der in dem obigen Rahmen etwa mitzubehandelnden Einzelfragen vorzugreifen, sei beispielsweise auf einige der vielen Probleme hingewiesen: Volksbildung und Volkserziehung; Volksbildung und Wissenschaft; Verhältnis der Volksbildung zu Familie, Schule, Heimat, Staat, Religion und Kunst; Volksbildung als akademischer Lehrgegenstand; Methodik und Didaktik des volkstümlichen Vortragswesens (Rücksicht auf Bildungsgrad und Bedürfnis der Hörschaft); Vortrag und Buch; Volksbildung, Volksunterhaltung und Volksgeselligkeit; volkstümlich und populär; Volksbildung und Kino; die Volksbildung und die Heranziehung der weiblichen Jugend zum Hausfrauenberufe; usw. — Die Arbeit soll den Umfang von 10 Druckbogen nicht übersteigen. Hervorragende Arbeiten können auch bei größerem Umfange preisgekrönt werden. Für die besten Arbeiten werden vier Preise ausgeschrieben, und zwar: Erster Preis: Zweitausend Kronen, Zweiter Preis: Eintausend Kronen, ferner zwei Preise zu je 250 Kronen. Das Preisgericht kann einer besonders hervorragenden Arbeit auch mehrere der ausgeschriebenen Preise zusprechen. Mangels würdiger Arbeiten kann das Preisgericht beschließen, einzelne oder auch alle Preise nicht zu verleihen, diese Preise vielmehr einer neuen Preisausschreibung vorzubehalten. Die Arbeiten müssen mit Schreibmaschine geschrieben werden (jedes Blatt nur auf einer Seite) und bis längstens 31. Mai 1918 bei dem Volksbildungshause Wiener Urania, Wien I., Uraniastraße 1, einlangen. Die Arbeiten sind mit einem Kennworte zu versehen; dieses Kennwort ist außerdem auf einem verschlossenen Briefumschlage anzubringen, der die genaue Adresse des Verfassers enthält. Der Zeitpunkt der Preiszuerkennung wird längstens bis zum 30. Juni 1918 öffentlich bekanntgegeben werden. Das Volksbildungshaus Wiener Urania kann binnen vier Wochen nach der Entscheidung des Preisgerichtes das Verlagsrecht an den preisgekrönten Arbeiten zum Zwecke der Veröffentlichung in ihrem eigenen Verlage in Anspruch nehmen.

# LITERATUR-BERICHTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON  
FERDINAND JAKOB SCHMIDT  
VERLAG EUGEN DIEDERICH'S IN JENA

IX. Jahrg.

Berlin, im Juli 1917

Nr. 4

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des August und September. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw., sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin - Grunewald, Hohenzollerndamm 55

**BRAUWEILER, Dr. jur. HEINZ: Weltfreimaurerei und Weltkrieg.**  
Herr Dr. jur. Heinz Brauweiler veröffentlicht am 30. Juni 1917 in der „Allgemeinen Rundschau“ einen ersten Artikel über Weltfreimaurerei und Weltkrieg, in dem er sich unter andern zu dem Satze versteigt: „man kommt dem Wesen und der Bedeutung der Freimaurerei nur dann nahe, wenn man sie als eine Organisationsform betrachtet, die für allerhand Zwecke brauchbar war...“ Als solchen Zweck bezeichnet er bei den deutschen Logen „für die meisten Mitglieder“ „Geselligkeit und gegenseitige Unterstützung, Protektion für Beamte, geschäftliche wertvolle Beziehungen usw.“ Gegen diese Unterstellungen muß nachdrücklich protestiert werden. Die Freimaurerei hat einzig und allein erziehlliche Zwecke; sie will die Arbeit „am rauhen Stein“, am eigenen Inneren fördern, weiter überhaupt nichts. Wenn die romanische Freimaurerei entartet ist und sich in politische und kirchliche Agitationen eingelassen hat, so kann dafür weder die englische und die amerikanische noch die deutsche Königliche Kunst. Das weiß Herr B. auch ganz genau. Da er aber an dem Betriebe der deutschen Logenarbeit nichts auszusetzen findet, schiebt er ihr „allerhand Zwecke“, wie die eines Vergnügungsklub und Geschäftsreklamebureaus unter. Wir hängen das tiefer. Wolfstieg

**ENGEL, EDUARD: Sprich Deutsch! Ein Buch zur Entwelschung.**  
Leipzig, Hesse & Becker Verlag. 1917. 8°. 264 S. M 1,50; in Leinenband M 2,25. Für Schulen und Vereine bei Abnahme von mindestens 25 Stück auf einmal M 1,20.

Engel ist als Vorkämpfer für eine reine deutsche Sprache längst vorteilhaft bekannt. Auch in der nunmehr vorliegenden Schrift, welche aus den fünf Hauptabschnitten „Der Zustand der deutschen Sprache“, „Was die Welschen sagen“, „Wie ist zu helfen?“, „Vom Verdeutschen“ und „Gutes Deutsch“ besteht, gibt er treffliche Anweisungen, wie wir uns von den uns früher vielfach geradezu zur zweiten Natur gewordenen und noch lange nicht völlig überwundenen Nachahmung des Auslandes auf leichte Weise befreien können, ja er hat in seinem Buche alle bisherigen auf die Erwerbung eines reinen Deutsch gerichteten Bestrebungen berücksichtigt und, kurz zusammengefaßt wie übersichtlich geordnet, dargestellt. Unsere Muttersprache ist durchaus edel und wortkräftig, besitzt auch weit mehr echte deutsche Stamm- und abgeleitete Wörter, als man ehemals gewöhnlich glaubte. Von den einzelnen

Nummern werden folgende wegen ihrer hohen Wichtigkeit ganz besonderen Beifall finden; aus 1.: „Zweisprachiges Deutschland“, „Das Welsch des deutschen Alltags“, „Welsch in Handel und Gewerbe“, „Die Sprache des deutschen Geisteslebens“, „Die welschende Wissenschaft“, „Das Welsch der Germanisten“, „Die deutsche Engländerei“, „Leben und Tod der deutschen Sprache“, „Gelehrttuerei, Pennälererei“; aus 2.: „Unentbehrlichkeit der Fremdwörter“, „Campe und die schöpferische Sprachreinigung“, „Zesen und andere Sprachreiniger“; aus den beiden bedeutendsten Abschnitten der ganzen Arbeit, 3. und 4. vor allen: „Die Pflicht des deutschen Staates“, „Die Pflicht der Schule“, „Freiheit und Neubildung“, „Mundart und Volksmund“, „Alte und neue Lehnwörter“.

Das beigefügte Namen- und Sachverzeichnis erleichtert die Benutzung des tüchtigen Werkes wesentlich. Karl Loeschorn-Hettstedt

**EDIB, HABIB: Türkische Geschichten, Übersetzung. Weimar: Kiepenheuer. 1917. 147 S. 8°. M 2,50. (Deutsche Orientbücherei. Herausgegeben von Ernst Jäckh, 23.)**

Es ist gewiß wünschenswert, daß sich die jetzt Schulter an Schulter kämpfenden Bundesgenossen näher kennen und verstehen lernen. Das ist nur möglich, wenn sie gegenseitig ihre Literatur studieren. Diesem Zwecke will auch dieses schöne Büchlein dienen. Nach einer kurzen Übersicht über die wichtigsten Größen unter den neuesten türkischen Dichtern gibt die Verfasserin eine geschickte Auswahl kleiner hübscher Geschichten aus der türkischen Prosa, die man gern liest und empfiehlt. Sie sind tatsächlich geeignet, uns in das türkische Empfinden und das türkische Leben gut einzuführen. Wolfstieg

**FABRICIUS: Das Studententum.**

Fabricius hat in seinem sehr verdienstvollen Buche über das Studententum erklärt, daß die akademischen Orden — sie sind unterschiedlich von den Studentenorden, die nur wirkliche Studenten aufnahmen — von Braunschweig aus um das Jahr 1750 in Aufnahme gebracht seien, vor allem der Harmonisten-Orden oder die Schwarzen Brüder. Dafür hat er guten Grund; er irrt aber, wenn er annimmt, daß dieser Anstoß von der Freimaurerei ausgegangen ist. Eine freimaurerische Loge „Crotona zur Quelle“, von der aus die Aufforderung zur Gründung des Ordens durch einen Frhrn. v. G. (Girsewald?) gekommen sein soll, hat es in Braunschweig niemals gegeben. Es könnte sich ja möglicherweise um ein Gebilde der strikten Observanz handeln, aber auch das ist sehr unwahrscheinlich. Ich vermute, daß es sich überhaupt nicht um die Stadt Braunschweig dreht, sondern um das Land, und daß der Anstoß aus Helmstädt, nicht aus der Hauptstadt kam. Es waren diese akademischen Orden offenbar in einer Universitätsstadt erfunden worden und zwar von Leuten, die die freimaurerische Glocke hatten läuten hören, aber nicht wußten, wo sie hing. Die Sache bedarf noch der näheren Untersuchung. Wolfstieg

**HOFFMANN, TH. G. B., Handelsschul-Direktor, Augsburg, z. Z. Hauptmann und Kompagnieführer in einem k. bayr. Landw.-Inf.-Regt.: Das Leben Jesu nach dem Evangelium des Johannes. Ostern 1917. München: Kaiser. 69 S. 8°. M 1,—.**

Wir sind alle Johannes-Jünger in der Comenius-Gemeinde und darum ließ ich mir das Buch zur Rezension kommen, um zu sehen, was daran sei und es den Freunden mitzuteilen. Ich muß gestehen, daß ich nicht enttäuscht bin. Es ist zwar keine



Erzählung des Lebens Jesu nach dem Evangelium, wie ich nach dem Titel geglaubt hatte, sondern eine Paraphrase über das, was man „lebendiges Leben“ nennt, nach Christi eigenen Aussprüchen im Evangelium, aber es ist klug und schön zusammengestellt von einem frommen, denkenden Manne, der gewohnt ist, beim Lesen sich Rechenschaft zu geben über das, was er liest, und nun andern sagt, was er in der Tiefe gefunden hat. Er fand, daß Jesus der Träger menschlichen Lebens ist, daß er aber zugleich durch sein Vorleben und seine Aussprüche der Offenbarer des göttlichen Lebens und der Vermittler des göttlichen Lebens in der Welt ist und bleibt. Das ist gewiß nicht neu. allein die Motivierung rechtfertigt die Veröffentlichung dieser Gedanken, in denen sich doch vieles Neue und Schöne findet. Mir kommt es fast so vor, als hätte der Herr Hauptmann das als drei Predigten seinen Soldaten tief in das Herz gesenkt. Daher auch so viele Beziehungen zum Weltkrieg, zu Kampf und Sieg. Das Ganze hat einen Zug von herber Männlichkeit. Den Schluß macht das „Vaterunser“, das nach jeder Bitte von einem passenden Verse unterbrochen wird.

Wolfstieg

**KERLER, Dr. DIETRICH HEINRICH: Erläuterung und Kritik über die Fichte-Schellingsche Wissenschaftslehre. Ulm: Kerler 1917. XX, 602 S. 8<sup>o</sup>. M 20.—.**

In meiner Studentenzeit. Ende der siebziger Jahre, wurde von Fichte, Schelling und Hegel in einem Tone gesprochen, der ein wenig an Verachtung grenzte; sie waren Wolkenkuckucksheimer und Phantasten, über die es sich nicht lohnte, lange zu reden. Seitdem hat sich das Urteil über sie doch wieder etwas geändert; man hat eingesehen, daß Deutschland ihnen doch viel verdankt, und namentlich Fichte ist seit 1906 nicht nur wieder stark in die Mode gekommen, sondern zum Teil sogar der Lieblingsphilosoph der Patrioten geworden. Freilich kann man ihre wissenschaftliche Methode auch heute noch nicht als zulässig anerkennen, darüber ist man vielmehr seit dem Aufschwunge der Naturwissenschaften endgültig zur Tagesordnung übergegangen, aber die Wirkung ihrer Schriften, die Schärfe ihrer Dialektik und die Energie ihrer Ethik weiß man doch heute gerechter zu würdigen, als ehemals. Man beginnt nicht nur ihr Leben und die Systeme ihrer Philosophie im allgemeinen darzustellen, sondern ihre Werke auch im einzelnen zu kommentieren und zu kritisieren, kurz sich liebevoll in ihre Ideen zu versenken, mag dabei herauskommen, was will. Ein solcher Versuch eingehendster Kritik der Wissenschaftslehre Fichtes und Schellings ist die vorliegende Schrift D. H. Kerlers. Dieser Philosoph, der uns in der letzten Zeit mehrere recht bedeutende Arbeiten vorgelegt hat, ist ein klarer Kopf und scheint sich zum Kritiker ganz besonders gut zu eignen. Er hat bei allem Schneid etwas Verbindliches, Gerechtes, Würdiges, so daß man beim Lesen seiner kritischen Versuche nie das Gefühl hat, er wolle niederreißen; indem er erläutert, abwägt, Fehler aufweist, erkennt er doch auch das Gute, das Tüchtige und Vorwärtsweisende gern und willig an. Er will nicht nur Kritik üben, sondern zugleich erläutern und die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, welche die Lektüre der Schriften dem Leser bereiten können und das Verständnis der Gedanken Fichtes und Schellings fördern. So untersucht denn Kerler in dem Buche den Gesamtbau des Systems der Wissenschaftslehre der beiden Denker gründlich von den Fundamenten bis zum Giebel, um dann freilich festzustellen, daß das System Fichtes, das dieser für unwiderleglich hielt, nach seiner theoretischen Seite ganz unhaltbar ist, weil seine Prämissen falsch sind und das Dasein seines Systems eigentlich nur Äquivokationen und Paralogismen verdankt wird. Kerler zielt methodisch darauf hin zu erweisen, daß Fichtes erkenntnistheoretischer Standpunkt, sein Monismus in dieser Richtung

fehlerhaft und daß Fichtes Idealismus nicht transzendental, sondern pseudotranszendental ist. Fichte sowohl wie Schelling fehlt es an einem ausgeprägteren Unterscheidungsvermögen für Begriffe; sie erleben ihre Philosophie mehr, als daß sie sie durchdenken, trotz der ungeheuren Kraft und Energie des Denkens, die Fichte, trotz der Kühnheit des Philosophierens, die Schelling eigen war. Kerler weist Schritt für Schritt, Satz für Satz, das Verkehrte ihrer Grundlagen, die Unbegründetheit ihrer Voraussetzungen und das Unlogische ihrer Schlüsse nach. -- Unter den mannigfachen Kapiteln dieses Buches hat mich II, 5, der „Sinn des Lebens“, am meisten interessiert. Der wahre Endzweck des Lebens ist nach Fichte das Sein. Nun gibt es aber ein wahres und ein unwahres Dasein. Das wahre Dasein stellt sich dar in der Form der Gesetzgebung, Naturerkenntnis und Naturherrschaft und in der Religion als Bewußtsein der wahren Quelle des Lebens. In dieser Form ist das Dasein genau so Eins wie das Sein. Der Sinn des Lebens ist nun Einswerdung mit dem göttlichen Willen, d. h. Selbstvernichtung des Ich. Kerler zeigt nun mit logischer Schärfe, daß dieses ganze Gerede mit seinen weiteren Folgerungen religiöse Extase, reines Zungenreden, aber keine wissenschaftliche Forschung ist. Wenn dann Fichte weiter behauptet: Wahrhaft Dasein, wahrhaft Leben heißt Denken; der Sinn des Lebens ist erfüllt, wenn der Begriff in seiner Einheit dargestellt, wenn die Sittlichkeit Aller realisiert ist, und daraufhin dann bis in die Mystik hinein vom Reiche Gottes weiter philosophiert, so beweist Kerler schonungslos, daß das alles wertlose, willkürliche Sätze sind. Fichte identifiziert kurzer Hand Sollen und Sein, sein Freiheitsbegriff bricht ganz unberechenbar aus dem Nichts hervor und ist ein reines Postulat eines religiösen Erlebnisses, und das Fichtesche Absolute, also Gott, ist das ärmste und leerste Ding auf der Welt. Trotz dieser Leere dieser Metaphysik wird diese Weltanschauung Fichtes von gewissen Theologen der Gegenwart sehr sympathisch begrüßt. Kerler ist der Ansicht, daß das daran liege, weil Fichtes Ethik, wie überhaupt sein letztes Sehnen und Wollen auf eine Eudämonie des Absoluten und damit zugleich der Einzelgeister hinauslaufe. Im Absoluten aufzugehen, das ist seeliges Leben. Fichte ist im letzten Grunde eine religiöse, nicht aber im radikalsten Sinne sittliche Natur. Wenn Kerler aber dann weiter geht und zum Schlusse kommt, Fichte habe das ethische Erlebnis im obersten Sinne garnicht gehabt, ja, er sei desselben geradezu unfähig gewesen, so scheint er mir denn doch zu weit zu gehen, da Fichtes tapferes Leben und die aus der Tiefe quellenden Reden an die deutsche Nation doch beweisen, wie tief der Philosoph Schädigungen an ethischen Werten zu empfinden fähig war und Pflichterfüllung um der Pflichterfüllung willen forderte und selbst übte. Überhaupt gefällt mir Kerlers Würdigung der Wertlehre Fichtes nicht so gut, als seine Kritik der Metaphysik: sie ist zu scharf. Nur das scheint mir nachgewiesen, daß der Versuch Fichtes, Werte metaphysisch zu begründen, völlig mißlungen ist. Zwar Einzelheiten scheint der Kritiker auch in diesem Teile des Abschnittes durchaus richtig zu erfassen und zu werten, aber das Endurteil über Fichtes Wertempfinden ist sehr hart, wenn es auch wiederum sicher ist, daß Fichte nicht der einseitige Moralist ist, als der er vielfach betrachtet wird. -- Es war das ein Beispiel der kritischen Arbeit Kerlers, das ich hier angeführt habe. Der Leser dieses kleinen Essays wird daraus so ungefähr erkennen können, was er von dem Buche Kerlers zu erwarten hat. Es ist eine reife Arbeit eines scharfsinnigen, sehr belesenen Denkers, dessen Ausführungen zu folgen überall eine Lust und ein großer Gewinn ist. Wer Fichte recht kennen lernen will, kann an dem Werke Kerlers nicht vorübergehen, und da die Kenntnis des Philosophen den Deutschen sehr zu wünschen ist, so wäre eine weitere Verbreitung dieses Buches eine sehr empfehlenswerte Sache.

Wolfstieg

# Empfehlenswerte Erziehungsheime Pensionate/Heilstätten/Kinderheime

## **Realanstalt am Donnersberg** bei Marnheim in der Pfalz.

Schulstiftung vom Jahre 1867, für religiös-sittliche und vaterländisch-deutsche Erziehung und Bildung. Eintritt in die Realschule und in das Jugendheim vom 9. Lebensjahre an für Schüler mit guten Betragensnoten, welche zu einer gründlichen Realschulbildung befähigt sind. 18 Lehrer und Erzieher. Körperpflege: Heizbares Schwimmbad, Luft- und Sonnenbad, große Spielplätze. Vorbereitung zu den praktischen Berufszweigen und zum Eintritt in die VII. Klasse (Obersekunda) einer Oberrealschule und damit zu allen staatlichen Berufsarten. Die Reifezeugnisse der Anstalt berechtigen zugleich zum einjährig-freiwilligen Dienst. Pflege- und Schulgeld 780—990 M im Jahr. Näheres im Jahresbericht und Aufnahmeschrift durch die Direktion: Prof. Dr. E. Göbel. Prof. Dr. G. Göbel.

## **Jugendheim Charlottenburg**, Goethestr. 22

**Sprengelsche Frauenschule**  
**Allgemeine Frauenschule**  
**Sozialpädagogisches Seminar**

Ausbildung von Hortnerinnen (ev. staatl. Prüfung)  
Hortleiterinnen, Schulpflegerinnen und Jugend-  
pflegerinnen.

Einzelkurse in Säuglingspflege, Kochen, Handfertigkeiten. Pension im Hause.  
Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein Anna von Glerke, Charlottenburg, Goethestr. 22.

## **Evang. Pädagogium in Godesberg a. Rhein.**

**Gymnasium, Realgymnasium und Realschule (Einjährigen-Berechtigung).**  
400 Schüler, davon 300 im Internat. Diese wohnen zu je 10—18 in 20 Villen in d. Obhut d. Familien, ihrer Lehrer und Erzieher. Dadurch wirkl. Familienleben, persönl. Behandlung, mütterl. Fürsorge, auch Anleitung bei den häusl. Arbeiten. 70 Lehrer und Erzieher, kl. Klassen. Luftbad, Spielen, Wandern, Rudern, vernünftige Ernährung. — Jugendsanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut. Zweiganstalt in Herchen (Sieg) in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft.  
===== Näheres durch den Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh. =====

Im Verlage von Eugen Diederichs, Jena  
erschien die Veröffentlichung der Comenius-Gesellschaft:

**Ferdinand Jakob Schmidt:**

### **Das Problem der nationalen Einheitsschule**

Einzelheft M 0,80 :: Größere Bestellungen nach Verabredung

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

## Eugen Diederichs Verlag, Jena

Vor kurzem erschien:

### **Ernst Joël: Die Jugend vor der sozialen Frage**

Preis M 0,50

Blätter für soziale Arbeit: „Die kleine Broschüre von Ernst Joël erscheint wie wenig andere geeignet, das innere Verhältnis der den geistigen Grundlagen unserer Arbeit noch fern stehenden Jugend zur sozialen Arbeit zu vertiefen.“

## **Siedlungsheim Charlottenburg**

Das Heim ist Mittelpunkt für Studenten und Studentinnen, die im Arbeiterviertel Charlottenburgs in der Nachbarschaft soziale Arbeit tun. (Volksbildung, Jugenderziehung, persönliche Fürsorge.)

Mitarbeit und Beitritt zum Verein Siedlungsheim (Jahresbeitrag M 6) dringend erwünscht.

Meldungen und Anfragen sind zu richten an die Leiterin Frä. Wally Mewius, Charlottenburg, Sophie-Charlotte-Straße 80 I

# Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Ehrenvorsitzender:

Heinrich, Prinz zu Schönalch-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz

Vorsitzender:

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt,

Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Kgl. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Wolfstieg, Berlin

Ordentliche Mitglieder:

Prediger Dr. Appeldoorn, Emden. Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz. Direktor Dr. Diederich Bischoff, Leipzig. Oberlehrer und Dozent Dr. Buchenau, Charlottenburg. Geheimrat Prof. Dr. E. Eucken, Jena. Stadtbibliothekar Prof. Dr. Fritz, Charlottenburg. Geh. Reg.-Bat Prof. Dr. Dzlobek, Charlottenburg. Direktor Dr. E. Goebel, Marnheim i. d. Pfalz. Professor G. Hamdörff, Görlitz. Fr. Maria Keller, Charlottenburg. Dr. Arthur Liebert, Berlin. Professor Dr. Nebe, Direktor des Joachimthalschen Gymnasiums, Templin. Seminar-Direktor Dr. Reber, Erlangen. Stadtschulrat Dr. Reimann, Berlin. Staatsrat, Ministerialdirektor a. D. Dr. E. v. Sallwürk, Karlsruhe. Generalleutnant a. D. von Schubert, M. d. Abg.-H., Berlin. Verlagsbuchhändler Alfred Unger, Berlin. Schulrat Waeber, Berlin-Schmargendorf. Professor Dr. W. Wetekamp, Direktor des Werner Siemens-Realgymnasiums, Schöneberg.

Stellvertretende Mitglieder:

Geh. Baurat Brettmann, Berlin-Frohnau. Eugen Diederichs, Verlagsbuchhändler, Jena. Dr. Gustav Diercke, Berlin-Steglitz. Dr. Jan van Delden, Gronau i. W. Professor Dr. Eickhoff, Remscheid. Geh. Sanitäts-Bat Dr. Erlenmeyer, Bendorf a. Rh. Oberlehrer Dr. Hanisch, Charlottenburg. Prof. Dr. Rudolf Kayser, Hamburg. Kammerherr Dr. jur. et phil. Kekule von Stradonitz, Gr.-Lichterfelde bei Berlin. Geh. Reg.-Bat Dr. Kühne, Charlottenburg. Chefredakteur von Knipper, Berlin. Direktor Dr. Loeschhorn, Hettstedt a. H. Professor Dr. Möller, Berlin-Karlshorst. Dr. Mosapp, Schulrat, Stuttgart. D. Dr. Josef Müller, Archivar der Brüdergemeinde, Herrnhut. Dr. med. Otto Neumann, Elberfeld. Prediger Pfundheller, Berlin. Anton Sandhagen, Frankfurt a. M. Dr. Ernst Schultze, Hamburg. Professor Dr. Seedorf, Bremen. Bürgerschul-Direktor Slamenik, Prerau (Mähren). Professor Dr. Szymank, Posen. Dr. Fr. Zollinger, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

## Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die Stifter (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die Teilnehmer (6 M) erhalten nur die Monatshefte für Kultur und Geistesleben.
3. Die Abteilungs-Mitglieder (4 M) erhalten nur die Monatshefte für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.

Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.